

Diakonissen

Fünfzig Jahre
Kaiserswerther Diakonissen-Arbeit
im
heiligen Lande.

Festschrift
zur Jubelfeier der
Diakonissen-Anstalten in Jerusalem
am 4. Mai 1901.

Kaiserswerth a. Rh.
Verlag der Diakonissen-Anstalt.

Fünfzig Jahre
Kaiserswerther Diakonissen-Arbeit
im
heiligen Lande.

Festschrift
zur Jubelfeier der
Diakonissen-Anstalten in Jerusalem
am 4. Mai 1901.

Kaiserswerth a. Rh.
Verlag der Diakonissen-Anstalt.



Den Freunden und Wohlthätern
der Diakonissen-Arbeit im heiligen Lande.

Das dankbare
Diakonissen-Mutterhaus Kaiserswerth.



I.

Wie es kam, daß Vater Gledner Diakonissen nach Jerusalem brachte.

König Friedrich Wilhelm IV. hatte 1841 mit der Gründung des evangelischen Bistums Jerusalem einen längst gehegten Lieblingsplan zur Ausführung gebracht. Mit Schmerzen hatte er wahrgenommen, wie gerade an der Stätte, von wo dem Menschengeschlechte Licht und Leben aufgegangen ist, die Christenheit sich als ein dumm gewordenes Salz erzeigte und das Evangelium seine Kräfte nicht entfaltete.

Durch gemeinschaftliches Handeln der beiden größten Protestantischen Mächte Europas, Preußens und Englands, wollte er zu Jerusalem unter einem Bischof als Haupt eine evangelische Gemeinschaft begründen, die sowohl dem Islam als der römischen und griechischen Kirche gegenüber den Protestantismus als eine einheitliche Macht darstellen konnte. Der Bischof sollte der englischen Kirche angehören, aber abwechselnd von England und Preußen ernannt werden. Der erste, von der Königin Viktoria berufene, Bischof Alexander, ein Proselyt, hielt am 21. Januar 1842 seinen Einzug in Jerusalem, starb aber schon 1845. Die Ernennung des neuen Bischofs lag in den Händen Friedrich Wilhelm IV. Seine Wahl fiel auf Dr. Samuel Gobat, einen Baseler Missionar, der von 1829—36 in Abyssinien gewirkt hatte und seit 1839 eine höhere Lehranstalt in Malta leitete, wo Eingeborene der Uferländer des Mittelmeeres eine evangelische Bildung erhielten. Um die bischöfliche Weihe zu empfangen, begab Gobat sich im Frühling 1846 nach England und kam im April nach

London. Dort weilte zu derselben Zeit Gliedner, der zur Übernahme des neugegründeten Hospitals für Deutsche im Stadtteile Dalston vier Diakonissen in die englische Hauptstadt gebracht hatte. Im gastlichen Hause des preussischen Gesandten Ritter Josias von Bunsen



König Friedrich Wilhelm IV.

trafen die beiden Männer zusammen. „Ich hoffe,“ sagte Gobat im Laufe des Gespräches, „daß Ihre Diakonissen bald auch in der Not Jerusalems als Helferinnen auftreten werden.“ Vor dem Auseinandergehen beugten sie miteinander die Knie vor ihrem gemeinschaftlichen Herrn und Heiland.

Vier Jahre waren seitdem vergangen. Während in Deutschland die Diakonissen-Arbeit von Jahr zu Jahr tiefer Wurzel schlug, hatte Gobat in Jerusalem 1847 eine evangelische Schule errichtet und 1849 trotz aller Hinderungen der türkischen Behörden die Christuskirche eingeweiht, das erste evangelische Gotteshaus im ganzen Orient.



D. Theodor Gliedner.

Im Sommer 1850 wurde Jerusalem von vielen und schweren Krankheiten heimgesucht. „Gobat sah mit Schmerzen,“ erzählt Dittelhoff in seiner Lebensbeschreibung, „in welcher Verlassenheit die Armen in ihren elenden Hütten oft dalagen, und konnte doch nicht helfen. Da pochte eines Tages der Missionar Reichhardt an seine Thüre. Er

war ein Neffe der ersten Diakonissin der Neuzeit, Gertrud Reichhardt, hatte vor seiner Abreise in die Fremde dieselbe in Kaiserswerth noch einmal besucht und einen Brief an Gobat mitgenommen, in welchem Gliedner Diakonissen für Jerusalem in Aussicht stellte. Solches Wort zu solcher Stunde erschien dem Bischof als ein Wink vom Herrn.“ Am 27. September 1850 schrieb er an Gliedner, erinnerte ihn an ihre Begegnung und ihr gemeinsames Gebet „bei dem lieben Vunsen“ und bat um zwei Diakonissen, womöglich vor Ende Juni 1851. „Wir dachten zuerst nur an eine, aber bei der Menge der Krankheiten in der Mission, d. h. unter den Deutschen und Engländern, haben wir gefunden, daß es besser wäre, wenn wir auf einmal zwei erhalten könnten. Sie hätten nicht nur genug zu thun, besonders im Sommer, sondern sie könnten auch, wenn sie fromm sind, außerordentlich viel Gutes stiften, besonders unter unseren Proselyten-Frauen und auch für deutsche Handwerker, die uns in großer Anzahl besuchen. Sie könnten auch in meiner Schule hier sehr nützlich werden, wenn die Krankenpflege ihre Kraft und Zeit nicht ganz in Anspruch nimmt.“

Heller Jubel klingt durch die Worte, mit denen Gliedner in seinem Armen- und Krankenfreund zuerst von der neuen Aufgabe spricht: „Du wirst dich freuen, lieber Leser, zu hören, daß der Herr unsere Diakonissen jetzt auch in die heilige Stadt ruft, wo er selbst einst auf Erden gewandelt hat und gelitten, wo er auferstanden ist und gen Himmel gefahren, dir und mir zu gut. Bischof Gobat in Jerusalem hat zwei Schwestern von uns begehrt, um dort dauernd Kranke zu pflegen.“ Und am Schluß: „Wir bitten dich denn, lieber Leser, der du ein Herz hast für die heilige Stadt unseres hochgelobten Königs und Heilandes, und dich freust, daß die Sonne evangelischer Barmherzigkeit auch von Deutschland aus hincinleuchte, uns ein Scherflein zu übermachen, so du es vermagst, und dann recht bald. Ja, kommt mit uns herzu, und wünschet Jerusalem Glück! Es müsse wohl gehen denen, die dich lieben!“

Aber Gliedner that mehr, und mußte nach seiner ganzen Art mehr thun, als der Bischof erbeten. Nicht nur Krankenpflegerinnen für die junge evangelische Gemeinde zu Jerusalem war er geneigt zu stellen. Vor seinem klaren Auge und in seinem liebeswarmen Herzen stand ein großes und schönes Bild. „Ein Diakonissen-Haus auf dem

Berge Zion“, „ein Haus der Barmherzigkeit für den Orient“ wollte er mit Gottes Hülfe errichten, „dem barmherzigen Samariter vom Himmel zu Ehren und vielen hilfsbedürftigen Leibern und Seelen zum Heil“. „Dieses Diakonissen-Haus soll sowohl Kranke aller Konfessionen und Nationen pflegen, als auch junge Mädchen erziehen, und allmählich eine Pflanzschule von christlichen Pflegerinnen und Lehrerinnen für den Orient bilden“.

Darum war er von vornherein entschlossen, neben den zwei Krankendiakonissen noch zwei Lehrdiakonissen nach Jerusalem zu senden. „Diese sollen sich der unterrichtsbedürftigen Töchter der dortigen Deutschen annehmen, auch der dortigen weiblichen arabischen Bevölkerung, welche vielfach sich nach besserem Unterrichte seht, und eine christliche Lehr- und Erziehungsanstalt gründen“.

Man sieht: bei allem Eingehen auf Gobats Gedanken, zugleich ein weitherziges und weitsehendes Hinausgehen über dieselben zum Wohle des Ganzen und Großen.

So umfassend nun Gliedners Pläne waren, so umfassend war auch seine Thätigkeit, um sie zu verwirklichen. Was Gliedner in der Zeit vom Oktober 1850 bis März 1851 neben aller sonstigen auf ihm lastenden Arbeit für die Begründung der Diakonissen-Arbeit in Jerusalem gethan hat, stellt, wenn man auch nur die noch erhaltene Korrespondenz ansieht, eine ganz gewaltige Arbeitsleistung dar.

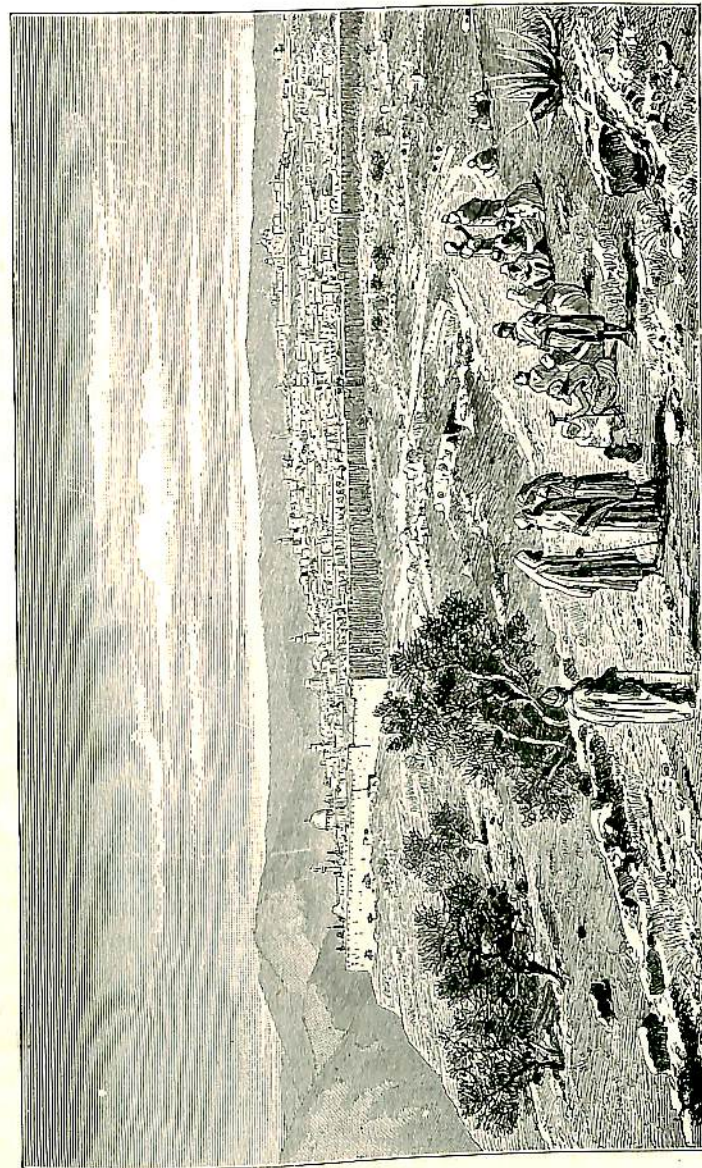
Jenen Brief Gobats hatte er in Berlin erhalten und begab sich voll Vertrauen damit zum Könige, ihn um seine Hülfe bittend. Friedrich Wilhelm stimmte nicht nur dem Plane: „vier Diakonissen in Jerusalem zur Krankenpflege und Kindererziehung und zur Ausbildung von Pflegerinnen und Lehrerinnen zu stationieren“ wohlgefällig bei, sondern sagte auch ein für diesen Zweck geeignetes Haus in Jerusalem zu. Ebenso billigte er, daß Gliedner selbst die Schwestern ins heilige Land begleiten solle, „sowohl um die nötigen Einrichtungen für ihre zweckmäßige Stationierung und Wirksamkeit dort treffen zu können, als auch um aus eigener Anschauung die dortigen Verhältnisse so genau kennen zu lernen, daß er im Stande sei, dem Könige gründlichen Bericht abzustatten über die beste Art, wie die Anstalt der Barmherzigkeit in evangelischer Weise einzurichten und dann zur Förderung unserer Kirche auszudehnen sei“. Einige Monate später wandte Gliedner sich dann noch einmal an den König um

Gewährung seiner Reisekosten mit den vertrauensvollen und kindlichen Worten: „Die Reise wird wenigstens 500 Thaler kosten. Nun bin ich und unsere Diakonissen-Anstalt arm wie eine Kirchenmaus, wie Euer Majestät bekannt ist. Was ich habe an Kraft und Leben, wage ich gerne daran, meine Frau und Kinder und die Anstalt zu Kaisers-



Dr. Samuel Gobat, evang. Bischof von Jerusalem.

werth verlasse ich willig, wenn auch mit schwerem Herzen, um die Diakonissen-Sache, zum Wohl der leiblich und geistlich Kranken in dem Orient, woher sie uns gekommen, wiederbringen zu helfen. Aber Silber und Gold habe ich nicht. Da muß ich denn Euer Majestät Großmut aufs Neue ansehn, mir die Reise durch gnädigste Gewährung obiger Summe möglich machen zu wollen. Meine



Jerusalem, von Nordosten.

Kühnheit ist groß. Aber ich weiß, Allerhöchster Güte für Förderung solch wichtiger Zwecke der Barmherzigkeit ist noch größer. Möge es mir und unseren Diakonissen nur mit des Herrn Segen gelingen, Ew. Majestät Erwartung einigermaßen zu entsprechen und eine Ausfaat evangelischer Liebe und Erkenntnis im heiligen Lande, das die Füße der Ungläubigen zertreten, streuen zu helfen, die da Früchte bringt bis in das ewige Leben.“ Die Bitte wurde gewährt.

Dem königlichen Vorbilde, folgten zahllose evangelische Christen. Von allen Seiten strömten Gaben herbei. Vornehm und Gering wetteiferten, diese Ehrensache der evangelischen Kirche zu fördern. Einzelne Eisenbahn- und Dampfschiffahrts-Gesellschaften gewährten Freiplätze oder Preisermäßigung. Hin und her im Lande bildeten sich zu dauernder Unterstützung der Diakonissen-Arbeit in Jerusalem Zions-Vereine, und der Frauen-Verein für die Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande mit dem Danziger Missionsverein übernahm Ausrüstung und Unterhaltung der beiden Schwestern, die Gliedner über die vom Bischof Gobat erbetene Zahl hinaus zur Stadt des großen Königs führen wollte. Ermutigt und gestärkt durch all die Beweise von Liebe und Treue, mit dem Bekenntnis: „Der Herr hat Großes an uns gethan“ und in der glaubensstarken Hoffnung: „Der Herr ist mit uns“ reiste Gliedner in Begleitung von vier Schwestern am 17. März 1851 von Kaiserswerth ab und durfte in Berlin die Schwestern der Königin Elisabeth vorstellen. Frühmorgens am 16. April landeten die Reisenden in Jaffa, der Stadt der Tabca. In Ramleh wurde übernachtet, und dann ging es zur letzten Tagesreise, Jerusalem zu. „Endlich,“ erzählt Gliedner in seinem Reisebericht, „nach langem, ermüdendem Vergaue, Bergab kamen wir auf die Hochebene. Karawanen mit Pferden und Kamelen begegneten uns, eilig nach demselben Ziele ziehend. Auch wir beflügelten sehnachtsvoll unsere Schritte. Ein Reiter kam uns entgegen, uns zu bewillkommen; es war der junge Missionar Reichardt, Neffe unserer ältesten Diakonissin. Noch einige hundert Schritte, und siehe, gegen 5 Uhr abends, lag endlich die heilige Stadt vor uns. Das Ziel der Wallfahrt war durch Gottes Gnade wunderbar glücklich erreicht, noch am Gründonnerstag erreicht. Das Herz war voll Lobens und Dankens. Unsere Füße standen in deinen Thoren, Jerusalem!“



II.

Die Anfänge der Arbeit in Jerusalem.

Wenn Gliedner vom Anfang der gesamten Diakonissen-Arbeit sagt, er sei „in Knechtsgehalt“ gewesen, dann läßt sich dies Wort erst recht auf die Anfänge der Arbeit in Jerusalem anwenden. Das zunächst vom König hergegebene Häuschen, in dem Gliedner mit den Schwestern abstieg, war eigentlich nur als Bauplatz angekauft. „Die Wände noch naß vom Weißen und Kalken — sie waren erst in den letzten Tagen zurecht gemacht, da der Konsul zu spät die Kunde von unserer Ankunft erhielt; — die Decke war so niedrig, daß man kaum aufrecht stehen konnte, und die Thüre und die Fenster waren über die Maßen klein. Indeß, unsere Schwestern waren froh, nun einmal ihr eigenes Häuslein zu haben, und erklärten, schon zurecht zu kommen.“ Ein längerer Verbleib in diesen Räumen aber war nicht möglich, und an eine Aufnahme von Kranken überhaupt nicht zu denken. So wurde denn das Haus des früheren englischen Konsuls Young, das von dem preussischen Kollektenfonds als Hospiz für deutsche Reisende gemietet war, zum Diakonissen-Haus bestimmt. Die Küche unten und die Räume oben wurden den Schwestern zugewiesen, die beiden größten Zimmer für 8—10 Kranke, die andern für die Schwestern und einige Kinder. Das Erdgeschloß sollte den Zwecken des Hospizes dienen. Mancherlei Möbel wurden nun noch gekauft um die Einrichtung zu vervollständigen, sogar ein Klavier, „eine hier höchst seltene Sache, für uns aber sehr wichtig als Unterrichtsmittel beim Gesang“. Über den Einzug der Schwestern und die Einweihung lassen wir Gliedner selbst erzählen. „Am Mittwoch, den 30. April, zogen unsere Schwestern mit Dank und Freude in das Haus ein. Allerdings hatten sie Ursache, für dies Haus zu danken; denn der

Herr hatte es so recht ausersehen zu einem Hospital und Erziehungs-
hause, durch seine günstige gesunde Lage, wie durch seine innere Ein-
richtung. Ich selbst quartierte mich tags darauf auch im Hause ein,
um während der 14 Tage, die ich nur noch bleiben konnte, alles
möglichst einrichten zu helfen.

Da gab's noch gar viel zu überlegen und zu thun. Die zwei
schönsten und größten Zimmer wurden zu Kranken-Zimmern
bestimmt, das eine für die Männer, das andre für die Frauen. In
jedes konnten vier, höchstens fünf Betten gestellt werden, also nicht
eben nach europäischem Maßstabe geräumige Zimmer, aber wohl
für Jerusalem, wo man die Häuser und Zimmer mit bescheidenerem
Maße messen muß. Beide Zimmer waren bisher nur durch einen
Vorhang geschieden. Als ich nun eine Flügelthüre als Scheidewand
bei einem Schreiner, einem Deutschen, bestellte, erklärte mir dieser:
Das Holz sei hier sehr rar. Da müsse er erst nach Jaffa reisen,
und hören, ob ein Schiff gestrandet sei. Das Holz von diesen
Bracken kauften die Schreiner, um davon Thüren, Möbel u. dgl.
zu machen. Das übrige Bauholz und Schreinerholz komme meist
aus Kleinasien, namentlich aus Armenien. Die Flügelthüre werde
daher gegen 40 Thaler kosten. Er reiste auch wirklich tags darauf
nach Jaffa, fand aber, zu seinem Leidwesen, kein Schiff gestrandet.
Zum Glück fand er noch bei einem andern Schreiner in Jerusalem
so viel Holz, als er zur Thüre brauchte, freilich zu hohem Preise. Da
lernte ich denn auch das schöne Holz, das wir in unserm Deutsch-
land zu unsern Bauten und Möbeln nach Belieben erhalten, als
eine unerkannte Wohlthat Gottes mehr schätzen. Denn, wirklich,
das Danken für diese Wohlthat hatte ich bisher vergessen.

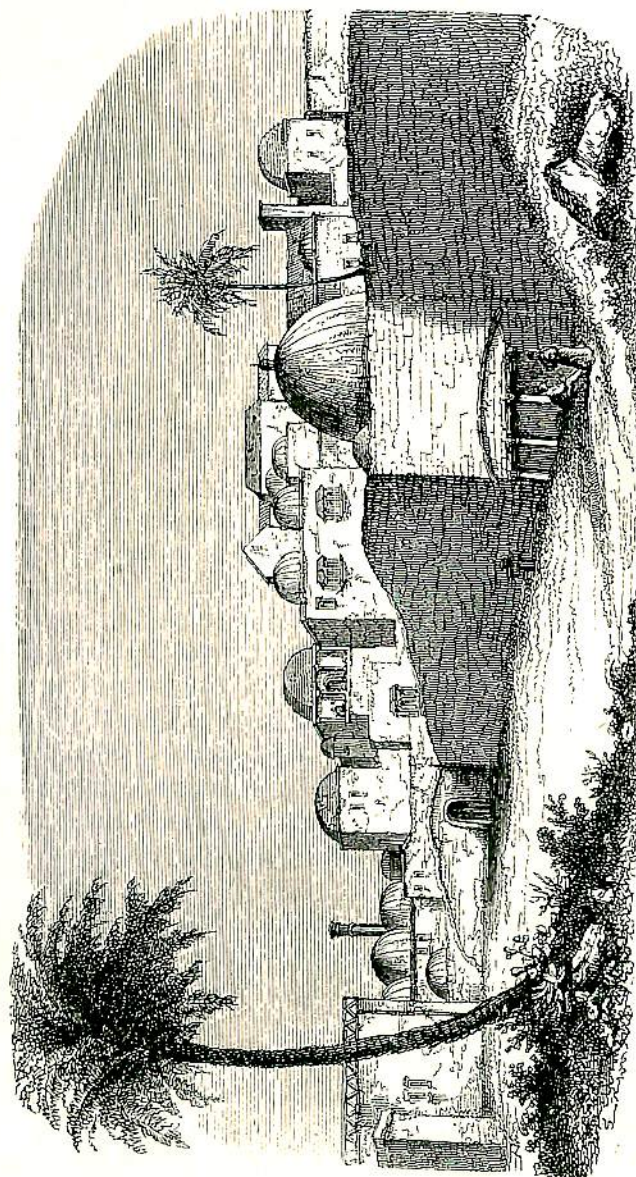
Sodann war ein Stübchen für die Apotheke einzurichten. Zu
unsrer Freude fanden wir auf der Terrasse, dem einen Krankenzimmer
gegenüber, ein kühles Kammerlein nach Norden, was trefflich dazu
paßte. Einen Leinwandschrank hatten wir zum Glück von der Frau
Konsul gekauft, so daß wir unser Kinnen u. darin bergen konnten.
Wie gut kam uns zu statten, daß wir viel Kinnen mitgebracht hatten,
teils als Geschenk von Freunden, teils gekauftes, für die Kranken,
wie für die Schwestern! Denn hier war nichts der Art zu kaufen.
Auch wurden unsre Schwestern ganz stolz, als die europäischen Damen
Jerusalems sie besuchten, und über ihren Leinwand-Vorrat er-

staunten! Auch die vielen Bücher, Landkarten, Globus u. dgl., die
durch die edle Freigebigkeit so vieler deutschen Buchhandlungen
uns für unsre künftige Erziehungsanstalt dahier geworden waren,
lernten wir als einen großen Schatz würdigen, da in ganz Jeru-
salem kein noch so kleiner Bücherladen, geschweige denn eine Buch-
handlung, zu finden ist. Die Armut und Armseligkeit der hiesigen
Kaufläden geht über alle Begriffe eines Europäers.

Was uns aber das Liebste war, schon am dritten Tage nach dem
Einzug bekamen wir einen Kranken, und zwar einen rheinischen
Landsmann, den jüngeren Großsteinbeck, der als Schreinergefell
hier arbeitete. Er litt am Fieber, das ihn früher schon heimgesucht.
Die hiesigen europäischen Ärzte, Dr. Mac Gowan, der das eng-
lische Hospital für Juden und Proselyten bediente, und Dr. Fränkel,
ein jüdischer Arzt aus Breslau, der von Sir Moses Montefiore
und Baron Rothschild für die jüdischen Kranken der heiligen Stadt
gesandt war, erboten sich beide sehr freundlich, die ärztliche Bedienung
unsers Hospitals zu übernehmen. Der letztere war Hausarzt unsers
preussischen Konsuls. Nach näherer Beratung mit Bischof Gobat,
zog ich den ersteren vor, obgleich er wenig Deutsch verstand, da er,
sowohl durch seine Geschicklichkeit und seine reiche Erfahrung in Be-
treff der hiesigen Krankheiten, — er war schon 10 Jahre hier, —
als auch durch seinen gläubigen Sinn den Schwestern eine wichtige
Stütze darbot. Auf meine Bitte übernahm er alsbald die ärztliche
Pflege mit großer Liebe, und zwar unentgeltlich. Fünf eiserne Bett-
stellen konnte ich noch in Jerusalem kaufen, weil ein europäischer
Wirt grade jetzt seine Wirtschaft aufgab. Die übrigen Bettstellen
mußte ich von Beirut und die Pferdehaare dazu von Triest
kommen lassen.

Da meine beiden Amtsbrüder, Schulz und Plitt, am nächsten
Montag, den 5. Mai, abreisen wollten, so bestimmte ich die Ein-
weihung unsers Hospitals, nach Rücksprache mit Bischof
Gobat, auf Sonntag, den 4. Mai, damit die lieben Reisegefährten
noch bei dem Feste assistieren könnten.

Am Sonntag Vormittag hielt Bischof Gobat in der Zions-
kirche eine schöne englische Predigt über Joh. 14, 23, und Pastor
Plitt des Nachmittags eine herzliche und erbauliche deutsche Pre-
digt über Hebr. 12, 1. 2, worin er auch auf die großen Hoffnungen



Diaconissen-Haus zu Jerusalem im Jahre 1851.

hinwies, die für Jerusalem nach den Verheißungen Gottes noch vorhanden sind.

Des Abends um 6 Uhr fand die Feier der Einweihung unsers Hospitals in den beiden Krankenzimmern statt. Eine große Zahl deutscher und englischer Protestanten mit den beiden Konsuln, an Männern und Frauen über 40 Personen, wohnten der Feier bei. Wir sangen zuerst unser Diaconissenlied von Terstegen:

„Ich bete an die Macht der Liebe,
Die sich in Jesu offenbart,“ etc.

Sodann hielt Bischof Gobat eine ebenso kräftige, als herzliche Ansprache über Ps. 127, 1. 2: „Wo der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen. Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wacht der Wächter umsonst.“ u. s. w. Er wies zuerst darauf hin, daß, wie an Gottes Segen alles gelegen sei, auch bei diesem neuen Werke alles auf die Weihe von oben ankomme. Er erzählte kurz, wie er dazu gekommen sei, sich Diaconissen von uns zu erbitten, und verwies auf mich, daß ich nachher dies ausführlicher mitteilen würde. Die Schwestern wollten die Kranken hier im Hospital und in den Häusern pflegen, sollten Kinder unterrichten, und hier im Hause aufnehmen und erziehen, wollten die Armen besuchen, auch die Frauen der Proselyten u. s. w. Hierzu sei den Schwestern aber viel Demut und Selbstverleugnung not, ein Wirken mit sanftem und stillem Geist; denn mancherlei Feindschaft und Anfechtung werde auch ihnen widerfahren, wie er und viele Andre schon hier zu erdulden gehabt hätten. Er versprach den Schwestern seine kräftigste Hülfe und Mitwirkung, und bat für sie um die Fürbitte der Gemeinde, wie der abreisenden deutschen Amtsbrüder.

Darauf wurden von dem Liede:

„Was hier gegründet von Dir, Herr,
Das woll'st Du auch erhalten,“ etc.

zwei Verse gesungen. Sodann hielt ich eine kurze Rede. Ich erzählte zuerst: „Als ich den anwesenden, teuern Bischof im Jahre 1846 zu London kennen gelernt, sagte er mir: ich hoffe, künftig auch in Jerusalem Diaconissen gebrauchen zu können. Dies Wort

vergaß ich nicht. Ein Jahr nach dem andern verging; aber es kam kein Ruf von Jerusalem. Als ich im Jahr 1849 Diakonissen nach Nordamerika brachte, und sowohl dort, als auch auf dem Rückweg in England, das schreiende Bedürfnis an Diakonissen für christliche Kranken- und Armenpflege wahrnahm, was mir der Bischof von Manchester damals mündlich bestätigte, so konnte ich nicht zweifeln, daß auch im gelobten Lande dies Bedürfnis vorhanden sei. Als daher der Neffe unsrer ältesten Diakonissin als Missionar unter Israel im Frühjahr 1850 nach Jerusalem reiste, und auf dem Hinweg mich besuchte, hielt ich es für Pflicht, dem hochverehrten Bischof Diakonissen disponibel zu stellen, wenn er sie dort nötig glaube, und begehre. Im Herbst 1850 kam nun die Bitte des Bischofs um zwei Diakonissen für die Pflege der Kranken und Armen in Jerusalem. Sein Brief traf mich gerade in Berlin. Als ich unserm geliebten Könige darüber berichtete, und mittheilte, daß wir, statt zwei, lieber vier Schwestern hinsenden möchten, damit sie gleich einen Mittelpunkt für christliche Liebespflege in einem Hospital gründen könnten, war er völlig damit einverstanden. Auch hatte das hohe Ministerium zu Berlin und unser verehrter Konsul dahier schon mehrere Vorbereitungen zu Anstalten der Barmherzigkeit für Jerusalem gemacht.

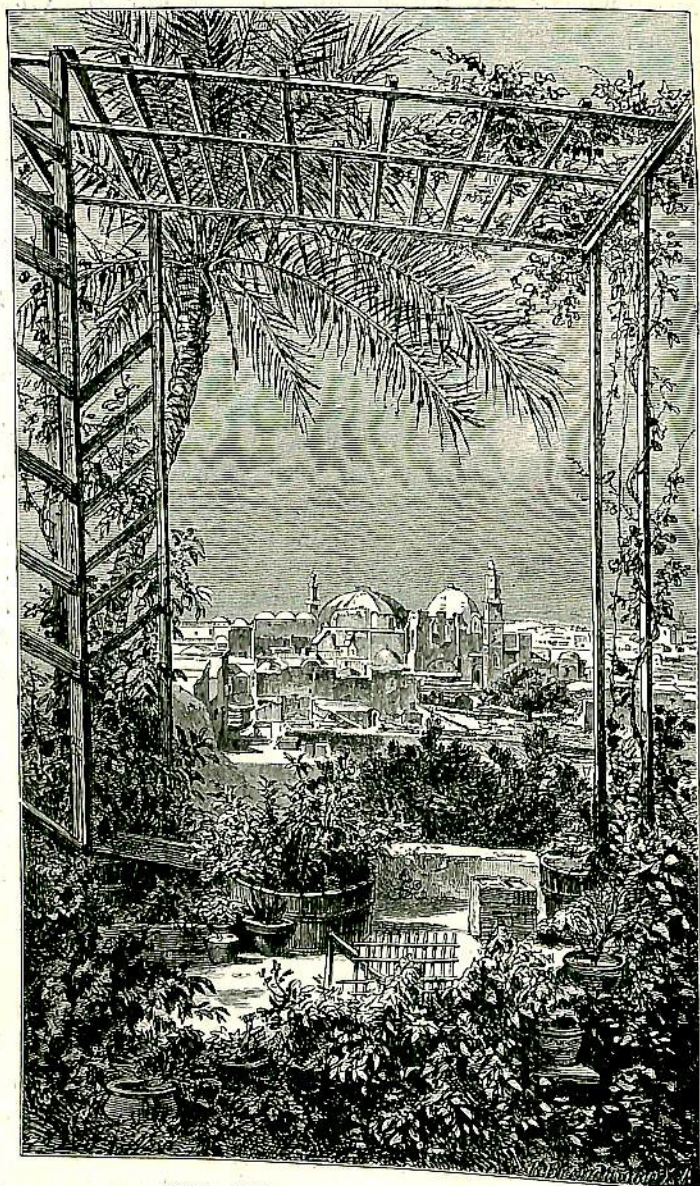
So sind denn unsre Schwestern gekommen, und möchten hier, wie Maria Magdalena und Salome, den Leib des Herrn Jesu salben und pflegen in seinen leidenden Gliedern. Sie wollen Dienerinnen sein, — denn dies bedeutet das Wort: „Diakonissin“, — wie dort Phöbe in der Gemeinde zu Kenchrea war. Röm. 16, 1. Sie wollen darum Ihnen dienen, Herr Bischof, in Ihrer Gemeinde, im Namen des hochgelobten Herrn und Heilandes; sie wollen auch Ihnen dienen, Herr Konsul! Denn grade die deutschen Landsleute zu pflegen, sind sie durch ihre Muttersprache besonders geschickt, und freuen sich dessen. Sie wollen auch Ihnen dienen, Herr Konsul, der Sie für die englische Nation angestellt sind, da sie gerne alle Protestanten, ja auch Kranke und Arme aller andern Konfessionen pflegen wollen. Sie wollen auch Ihnen dienen, Herr Doktor, bei Ihrer ärztlichen Behandlung der Kranken!

Diese Dienste wollen sie aber thun, nicht um sich etwa einen Teil ihrer Sünden damit abzuverdienen, sondern sie haben evangelische

Heilserkenntnis genug, um zu wissen, daß sie nur aus Gnaden können selig werden, allein durch das Verdienst Jesu Christi. Sie wissen, daß sie nur unnütze Mägde sind, die nicht einmal thun, was sie zu thun schuldig sind. Aber sie möchten diese Dienste thun aus Dankbegierde, daß ihr teurer Herr und Heiland alle ihre Sünden für sie abgüßt, und alles Verdienst vor Gott, dem Vater, ihnen schon erworben hat für Zeit und Ewigkeit. Sie wollen gern sein Wort halten, das er einst auf diesem Ölberg hier, der vor unsern Augen sich ausbreitet, gesprochen, als er da saß, seine Jünger um ihn her, und die ewig denkwürdigen Reden an sie hielt, die Matthäus uns in Kap. 24 und 25 hat aufgezeichnet. Als er da die Strafgerichte Gottes verkündigt hat über das verstockte Jerusalem, ermahnt er in den zwei Gleichnissen von den 10 Jungfrauen, und den anvertrauten Zentnern, mit Fleiß zu wachen und zu arbeiten, die weil es noch Zeit sei, und wie er daran seine Jünger erkennen wolle, ob er einst zu ihnen sagen könne: „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränkt. Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherbergt. Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich bekleidet. Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht. Ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen.“

Und seht, liebe Schwestern, da ist euch denn das liebliche Los gefallen, dies sein Wort zu halten, und zu erfüllen hier in Jerusalem selbst, von wo sein Wort und Gesetz ist ausgegangen in alle Lande, wo er, euer geliebter Herr und Heiland, für euch hat gelebt und gelitten, wo er so viel Arme gespeist, so viel Kranke geheilt hat, wo er selbst eure Krankheit getragen, und auf sich geladen hat eure Schmerzen, ja, wo er auch für euch hat mit seinem Blute am Kreuz eine ewige Erlösung erfunden!

Arbeitet und pflegt aber hier in aller Demut und Selbstverleugung, wie euch vorhin schon ist geraten worden, daß ihr nicht damit Ehre sucht bei den Menschen, sondern allein seine Ehre sucht zu fördern! Wirkt so still und unscheinbar vor den Leuten, wie, nach des Propheten Wort, der Taupfropfen am Gras, der auf niemand harret, und keines Menschen wartet, der das dürre Gras erquicket, und in dem der Sonne Bild sich spiegelt in all ihrer



Blick auf Jerusalem und die Grabeskirche
aus der Laube auf dem Dache des Diakonissen-Hauses.

Herrlichkeit! So sucht denn auch, wie der Tau vom Hermon auf die Berge Zions herabfällt, die lechzenden Herzen zu erquickern, nicht bloß mit irdischem Trank, sondern auch mit dem Wasser, das in das ewige Leben quillt!

Und wenn ihr euch selbst schwach und sündhaft fühlt, und des Trostes von oben bedürftig, so seht hier aus diesen Fenstern hinaus, und siehe: Golgatha leuchtet euch entgegen, die Sterbens- und Grabes- und Auferstehungsstätte eures Herrn.*) Ihr wißt, ich bin kein Verehrer von Reliquien, wie die Christen anderer Konfessionen sie verehren; und ihr habt mit mir bekannt, daß man selbst am Karfreitag in Jerusalem kann weniger innerlich gesammelt sein, und das Herz voller haben von Versuchungen und Kämpfen, als an weniger heiligen Tagen und Orten. Aber dennoch wird's eurer Seele stärkend sein, euch der Grabeskirche und Golgatha gegenüber zu sehen, und dadurch lebhafter erinnert zu werden an sein bitter Leiden und Sterben am Kreuze zur Versöhnung der Sünden der ganzen Welt, daß ihr bußfertiger fühlt eure Sünden, die ihn auch ans Kreuz haben schlagen helfen, und brünstiger ihm dankt, daß er auch für sie hat gebüßt, und die Versöhnung vollbracht. Und wenn ihr nun kreuzigen wollt euer Fleisch samt den Lüsten und Begierden, euch aber ohnmächtig fühlt in diesem schweren Kampf, o dann seht aus dem andern Fenster hinaus zu eurer Rechten! Da seht ihr den Delberg vor euch, und da gedenkt, daß er, der Siegesfürst über Grab und Tod, von diesem Berge herab, vor seiner Himmelfahrt, hat Kraft aus der Höhe allen seinen Jüngern verheißen, hat seine segnenden Hände über sie ausgebreitet, und daß auch euch sein Abschiedswort gilt: Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende!

Und nun, da ich sehr bald wieder zurückkehren muß in die europäische Heimat, empfehle ich diese teuern Schwestern der Fürbitte und der liebenden Unterstützung aller christlichen Freunde und Freundinnen, damit sie angethan werden mit Kraft aus der Höhe, auf

*) Aus den Fenstern der größeren Krankenzimmer sieht man grade auf die gegenüber liegende Grabeskirche, im Norden, und aus einem kleineren Fenster rechts, wo das Haus etwas zurückspringt, sieht man im Osten auf den Delberg.

daß das Reich Gottes auch durch sie hier gebaut werde, und sie selbst einen reichen Segen empfangen. Er aber, der treue Herr, unser Gott, segne und behüte euch Alle in Zeit und Ewigkeit! Amen."

Unterdessen war die Dämmerung eingebrochen. Wir sangen noch:

O Lamm Gottes unschuldig,
Am Kreuzestamm geschlachtet! etc.

Darauf hielt Pastor Schulz zum Schluß ein kräftiges Weihgebet, worin er reichen Segen herabflehte auf dies Haus, daß es ein rechtes Bethesda werde, auf die Schwestern, auf die Gemeinde, auf den Bischof und die anderen Geistlichen, auf alle Gönner der Anstalten, vor allem auf unsern teuren König, den edlen Mitgründer des Bistums, den Schutz- und Schirmherrn der evangelischen Kirche im Orient wie im Occident, und sprach dann den Segen.

Stehend sangen wir noch: Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit uns allen! und so war die schöne Feier zu Ende. Sie hatte auf alle einen mächtigen Eindruck gemacht, selbst auf die Engländer, die kein deutsch verstanden; auf die letzteren namentlich durch den kräftigen, deutschen Choralgesang, wie wir nachher von vielen Seiten hörten."

Das kleine Hospital, für Kranke aller Bekenntnisse und Völker bestimmt, erwies sich sofort als eine wahre Wohlthat für Jerusalem und Umgegend, da das von der englisch-kirchlichen Judenmissionsgesellschaft gegründete Krankenhaus ausschließlich für Juden bestimmt war und ist. Unter Anweisung des Bischofs Gobat besuchten die Diakonissen auch Arme und Kranke in der Stadt. Die Apotheker-schwester, welche mit Eifer bald etwas arabisch gelernt hatte, verabreichte nach ärztlicher Anweisung vielen Hilfesuchenden Arzneien, verband ihre Wunden, träufelte Augenwasser in die kranken Augen u. s. w. Das Haus eroberte sich rasch das Vertrauen der Eingeborenen. Noch während Gledners Anwesenheit kamen am 14. Mai drei franke Abessinierinnen, die Gledner bei einem Besuche in dem Gebiete des Abessinischen Klosters durch Vermittelung von Frau Gobat eingeladen hatte. Als die Schwestern ihnen Betten zurecht

gemacht hatten, nach europäischer Weise, wie sie sie nie zuvor gehabt — sie hatten bisher stets auf der Erde auf schlechten Teppichen gelegen, — da staunten sie; aber noch mehr als die Schwestern sie auskleiden und ihnen reine Wäsche geben wollten. Sie hatten seit Monaten, vielleicht seit Jahr und Tag sich nicht einz- und ausgekleidet. Endlich ließen sie es sich gefallen und fanden sich bald gar gemächlich in den schönen deutschen Kissen und den weichen Betten. Auch an die deutsche Küche gewöhnten sie sich schnell, obgleich sie am ersten Tage durchaus keine Suppe essen wollten. Solch ein Gericht war ihnen im Leben noch nicht vorgekommen. Nach wenig Tagen wußten unsere Schwestern sich mit ihnen schon leidlich durch Zeichen und einzelne Wörter zu unterhalten. Denn die Liebe ist erfinderisch und macht beredt. Alle drei schlossen sich an die Schwestern so an, daß, als sie nach neun Wochen genesen waren, sie das Hospital gar nicht verlassen wollten. Sie lernten von den Schwestern einige weibliche Handarbeiten, und kamen später, nach ihrer Entlassung, längere Zeit noch fortwährend einige Stunden zu ihnen, um sich in diesen Arbeiten zu vervollkommen.

Am 17. Mai nahm Gledner Abschied von den Schwestern, um nach der Heimat zurückzukehren. Die Diakonissen-Arbeit im heiligen Lande hatte begonnen.





III.

Wie das Werk sich ausbreitete.

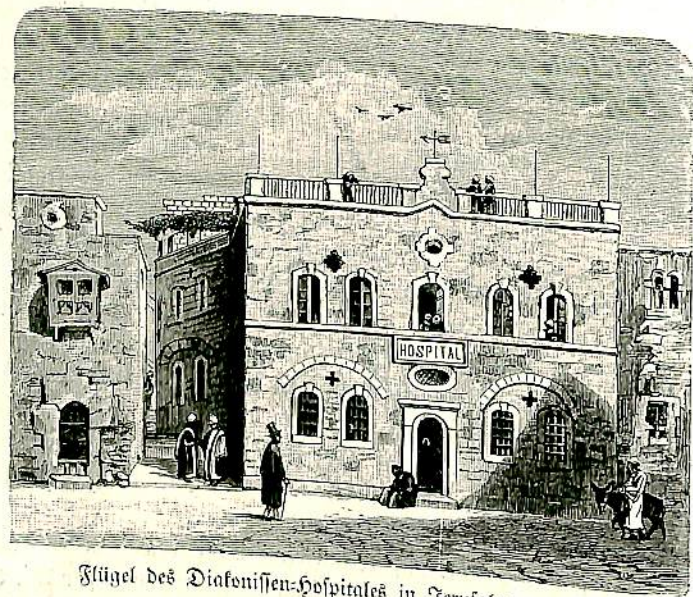
Dem im Glauben gelegten Senfforn gab Gott Segen und Gedeihen. Das Krankenhaus nahm schon in den ersten Monaten Kranke aller christlichen Konfessionen auf. Am längsten hielten sich die Muhammedaner von dem „Hundehaus“, wie sie es nannten, zurück. Als aber der Bann des Fanatismus und blinden Vorurtheiles, das selbst in dem Barmherzigkeitsdienste der Schwestern Schlimmes argwöhnte, einmal gebrochen war, kam einer nach dem andern, um die Wohlthat der Diakonissen-Pflege zu genießen. Im ersten Jahre waren 5 Muhammedaner unter den 78 Pflöglingen, im zweiten Jahre von 71 schon 15. Die zur Aufnahme von Kranken bestimmten Räume reichten bald nicht mehr aus, sodaß bereits 1852 auf dem flachen Dache zwei neue Krankenzimmer gebaut werden mußten, die dann auch eine bessere Trennung der Männerkranken von den Frauen ermöglichten. Schon 1853 entsandte Gliedner die fünfte Schwester nach Jerusalem, Diakonissin Charlotte Pilz, die 1853 an Stelle der in die Heimat zurückkehrenden ersten Vorsteherin, Schwester Adelheid, die Leitung der Jerusalemer Anstalten übernahm und durch Gottes Gnade mit sichtlichem Segen bis auf den heutigen Tag hat führen dürfen. Der fünften Schwester mußten bald weitere folgen, da die Zahl der Pflöglinge beständig im Wachsen blieb. Im Laufe des Jahres 1854 wurden allein 100 Kranke neu aufgenommen, eine wahre Musterkarte von Nationen und Konfessionen: Deutsche, Juden, Judenproselyten, Katholiken, Griechen, Russen, Abessinier, Maroniten, Kopten, Muhammedaner. Eine Erweiterung wurde unbedingt nötig. Dieselbe geschah 1854 dadurch, daß das Hospiz aus dem Diakonissen-Hause in ein besonderes Gebäude verlegt wurde, welches der König ankaufen ließ. Es

konnten den Kranken sämtliche Zimmer des ersten Stockwerkes eingeräumt werden, während die Mädchen, deren Zahl bereits auf 16 angewachsen war, die bis dahin den Zwecken des Hospizes dienenden Räume des Erdgeschosses einnahmen. Daß der Unterricht und die Erziehung der arabischen Mädchen mindestens ebenso notwendig wie die Krankenpflege war, davon hatten sich die Schwestern längst überzeugt, denn aus den Gesprächen, die sie mit den Kranken führten, ging nur allzu deutlich hervor, wie das weibliche Geschlecht des heiligen Landes in vollständiger Geistesstumpfheit und erniedrigender Sklaverei gefangen lag und mit Vorbedacht gefangen gehalten wurde. „Ich versuche oft,“ schrieb eine Schwester 1853 an Gliedner, „das Gespräch auf die Bildung des weiblichen Geschlechts zu lenken, und ermahne die Eltern immer wieder, ihre Mädchen unterrichten zu lassen. Die Männer würden dann viel bessere Frauen haben und es würde ganz unnötig sein dieselben zu schlagen. (Sie behaupten nämlich stets, es sei durchaus notwendig, die Frauen zu schlagen.) Während der Zeit, wo die Leute als Kranke unter unserer Pflege sind, haben wir oft Gelegenheit, sie in dieser Weise aufmerksam zu machen. Sie geben auch ohne weiteres zu, daß unsere Art viel besser sei als die ihrige; aber wenn man das Gespräch zu einer Entscheidung führen will, daß sie nun auch ihre Art ändern sollen, dann helfen sie sich mit irgend einer Schmeichelei, mit der sie überhaupt sehr freigebig sind und weichen aus. So sagen sie oft: „Du bist eine große Priesterin,“ oder nur: „Mesolami“ (Friede sei mit dir!) und damit ist's dann gethan. Nun, vielleicht denken sie später noch über das Gehörte nach.“

Eines der zuerst aufgenommenen Kinder war ein muhammedanisches Sklavenmädchen, welches von der Schwester für 56 Thaler losgekauft wurde, namens Machebube.

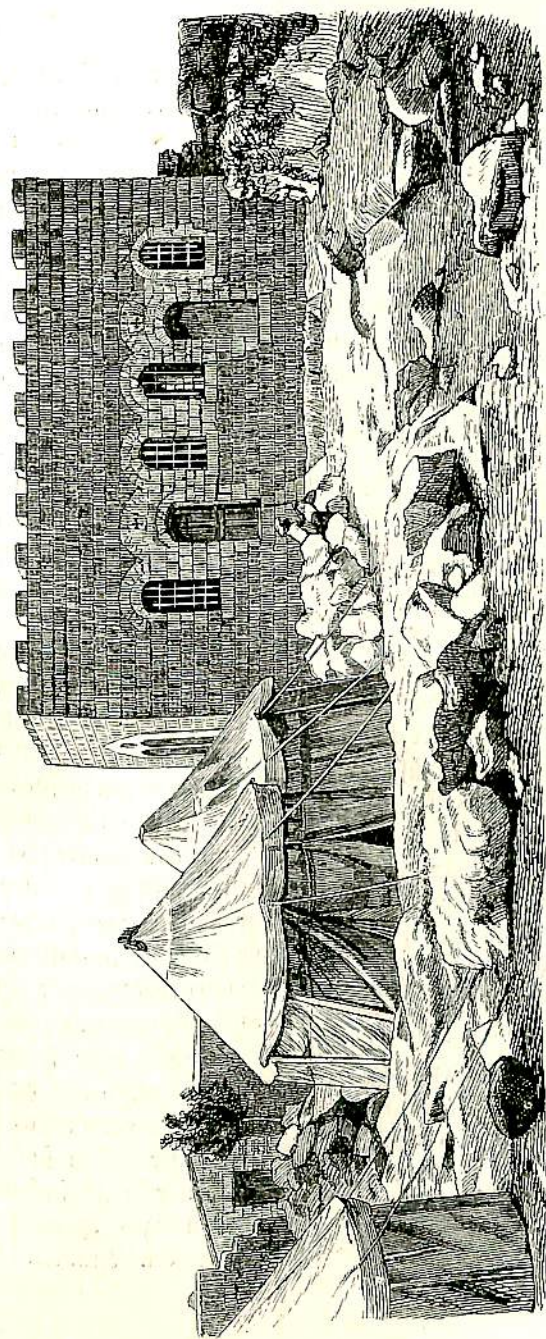
Von den Schwierigkeiten, mit denen die Schwestern in der Erziehungsarbeit damals zu kämpfen hatten, und die sich oft wie eine unübersteigliche Schranke der Ausbreitung der Arbeit entgegenstellten (ganz gehoben sind sie freilich heute auch noch nicht), wollen wir hier nur ein Beispiel anführen, das die Schwestern aus dem Jahre 1854 berichten. „Immer mehr finden wir es bestätigt, daß das frühe Verheiraten der Mädchen ein großer Uebelstand ist. Die thörichtesten Mütter denken schon daran, wenn ihre Mädchen 6—8

und Erholung in ihrer schweren Arbeit, um desto mehr Armen und Elenden dienen zu können. Auf 11000 Thaler war der Anbau veranschlagt, kostete aber in der Ausführung bedeutend mehr, da man erst in einer Tiefe von 40 Fuß sichere Fundamente legen konnte. So hoch hatten sich Schutt und Trümmer über den alten Mauern und Bogenresten, die man in jener Tiefe vorfand, aufgehäuft. Herr Baurat Schick übernahm mit großer Umsicht und ohne jede Vergütung die Leitung des Baues. Derselbe wurde 1860 vollendet



Flügel des Diakonissen-Hospitals in Jerusalem von 1860.

und ausschließlich zu Hospitalzwecken bestimmt, sodaß nun das ganze alte Haus die Schar der Mädchen aufnehmen konnte. Wie reich sahen sich die Freunde und Wohlthäter in Europa für ihre Gaben und die Schwestern für das Opfer ihres Gärtchens belohnt, als schon im ersten Jahre nach Eröffnung des Neubaus die Zahl der Kranken auf 246, darunter 106 Muhammedaner, die der arabischen Mädchen aber auf 41 stieg. Im Jahre 1862 befanden sich unter 479 Kranken 178 Muhammedaner, 1863 278 und 1864 sogar 312. Der letzte Bericht, den Vater Gledner noch selbst abfassen ließ, und der mit den

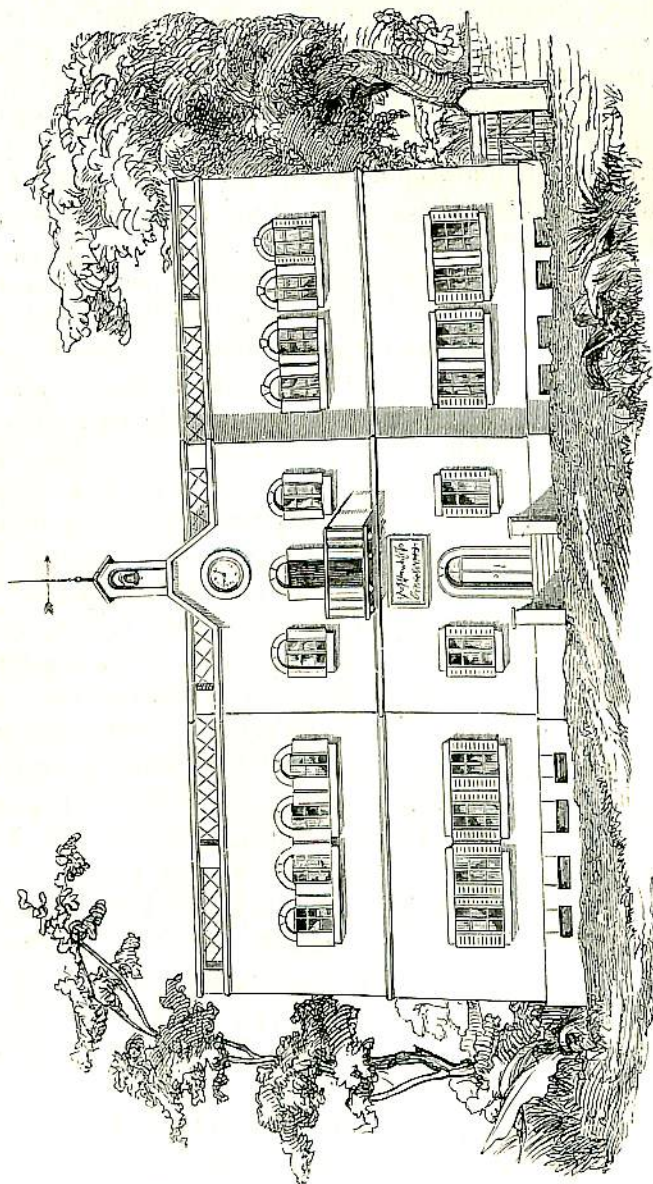


Gräberhöhe bei Jerusalem.

Worten des 68. Psalms beginnt: „Nun aber giebst du, Gott, einen gnädigen Regen, und dein Erbe, das dürrer ist, erquickest du,“ erzählt schon wieder davon, daß Hospital und Kinderhaus zu klein geworden seien, um die Menge der Pflege und Erziehung Begehrenden aufzunehmen: „Beide Anstalten müssen leider viele Hülfsuchende zurückweisen, weil sie immer überfüllt sind. Aber das ist noch nicht der größte Uebelstand. Dieser liegt vielmehr darin, daß Hospital und Kinderhaus unmittelbar aneinander grenzen, sodaß die Krankenluft auch in die Räume des letzteren eindringt, was bei dem ohnehin so ungesunden Klima Jerusalems doppelt bedenklich ist. Dazu kommt, daß zu dem Hause auf Zion auch nicht ein Fuß breit Garten gehört, wo Kinder oder Kranke verweilen könnten. Man denke sich 50 lebhafte Kinder in einem Hause ohne Garten. Was für eine Mühe und Arbeit! Wohl liegt unsere Anstalt nahe dem Jaffathore, sodaß die Kinder leicht ins Freie kommen können. Aber sobald die Sonne untergegangen ist, werden die Thore Jerusalems unerbittlich zugeschlossen, und wer dann nicht in der Stadt ist, muß draußen bleiben. So können Schwestern und Kinder die erquickendste Zeit gar nicht zu Spaziergängen im Freien benutzen. Brechen nun das in Jerusalem öfter der Fall ist, so wird die Not vollends groß. Die kranken Kinder müssen dann mitten unter den gesunden bleiben, weil kein abgesondertes Winkelchen da ist, wohin sie gebracht werden könnten. Gerade in diesem Sommer ist das wieder der Fall gewesen, wo 20 Kinder von einer hitzigen Krankheit ergriffen wurden. Die gesunden Kinder wurden, weil gar keine andere Hülfe zu finden war, sofort nach dem nur zwei kleine Zimmer umfassenden Häuschen gebracht, welches wir auf der Gottfriedshöhe vor dem Jaffathore besitzen. Einige schliefen im Hause, andere unter zwei Zelten, wie nebenstehendes Bild es zeigt. Natürlich ist eine solche von der bitteren Not erzwungene Maßregel mit den größten Schwierigkeiten und Störungen für Erziehung und Unterricht verbunden, ganz abgesehen davon, daß im Winter niemand unter Zelten schlafen kann. Wie ganz anders würde das werden, wenn wir in der schönen frischen Luft auf Gottfriedshöhe ein neues geräumiges Haus für unsere Kinder bauen und die alte Anstalt ganz den Kranken überlassen könnten.“

Während der Bericht gedruckt wurde, hatte der Herr, welcher Zion liebt, seinen treuen Knecht, den Diakonissen-Vater und Gründer auch der Diakonissen-Stationen im Morgenlande, am 4. Oktober in das himmlische Zion heinggerufen.

Sein Schwiegersohn und Nachfolger Julius Dissenhoff hatte, 1860 nach dem Blutbad am Libanon von Gliedner nach Beirut entsandt, den syrischen Waisen das Waisenhaus Zoar öffnen dürfen. Jetzt ließ es ihm Gott bald gelingen, durch die Hülfe vieler Freunde in Deutschland, Holland und England den letzten Wunsch Gliedners für das Diakonissen-Werk in Jerusalem auszuführen und Kinder und Kranke räumlich voneinander zu trennen. Auf der Gottfriedshöhe wurde 1866 der Bau eines Kinderkrankenhauses begonnen und im Februar 1868 als „Talitha kumi“ eingeweiht und bezogen. Die Gebäude in der Stadt dienten von da an ausschließlich der Krankenpflege. Noch in demselben Jahre 1868 wurden 570 Kranke, unter ihnen 346 Muhammedaner, ganz unentgeltlich verpflegt, und in dem Kinderhause Talitha kumi 89 Mädchen, unter ihnen 16 muhammedanische, unterrichtet und erzogen, ebenfalls ohne irgend eine Vergütung. So lebendig auch unsere Freude war, in diesem vergrößerten Umfange den elenden Bewohnern des heiligen Landes dienen zu können, so schwer drückte eine Schuldenlast von mehr als 16000 Thalern. Sie war theils durch den Neubau entstanden, theils dadurch, daß die beiden bis dahin vereinigten Haushaltungen nunmehr nicht nur getrennt und schon dadurch verteuert, sondern jede auch bedeutend vergrößert war, endlich auch durch die notwendig gewordene Anstellung eines eigenen Anstaltsarztes im Jahre 1867. Daß die größte Sparsamkeit in den Anstalten geherrscht hatte, zeigen die Rechnungsabschlüsse. Vom 1. Juli 1864 bis dahin 1866 wurden bei einem Präsenzstande von durchschnittlich 25 Kranken und 50 Kindern jährlich 6100 Thaler verausgabt. Da für die Arbeit in Jerusalem damals gar keine Pflegegelder gezahlt wurden, so mußten wir bei der immer steigenden Schuldenlast der Zukunft mit Bangen entgegensehen. Unverhofft erschien uns ein Retter in der Not in der Person eines Freundes. Er schenkte 10000 Thaler zur Tilgung der Schuld und 6000 Thaler zur Stiftung dreier Freibetten im Hospital. Auch der Johanniter-Orden, welcher schon seit 1857 durch jährliche Zahlung von 300 Thalern drei



Talitha kumi auf der Gottfriedshöhe bei Jerusalem.

Freibetten im Hospital unterhalten hatte, erhöhte diese Summe auf 400 Thaler.

In den Jahren 1879 und 1880 wurde durch Kauf und Umtausch



D. Julius Diefelhoff.

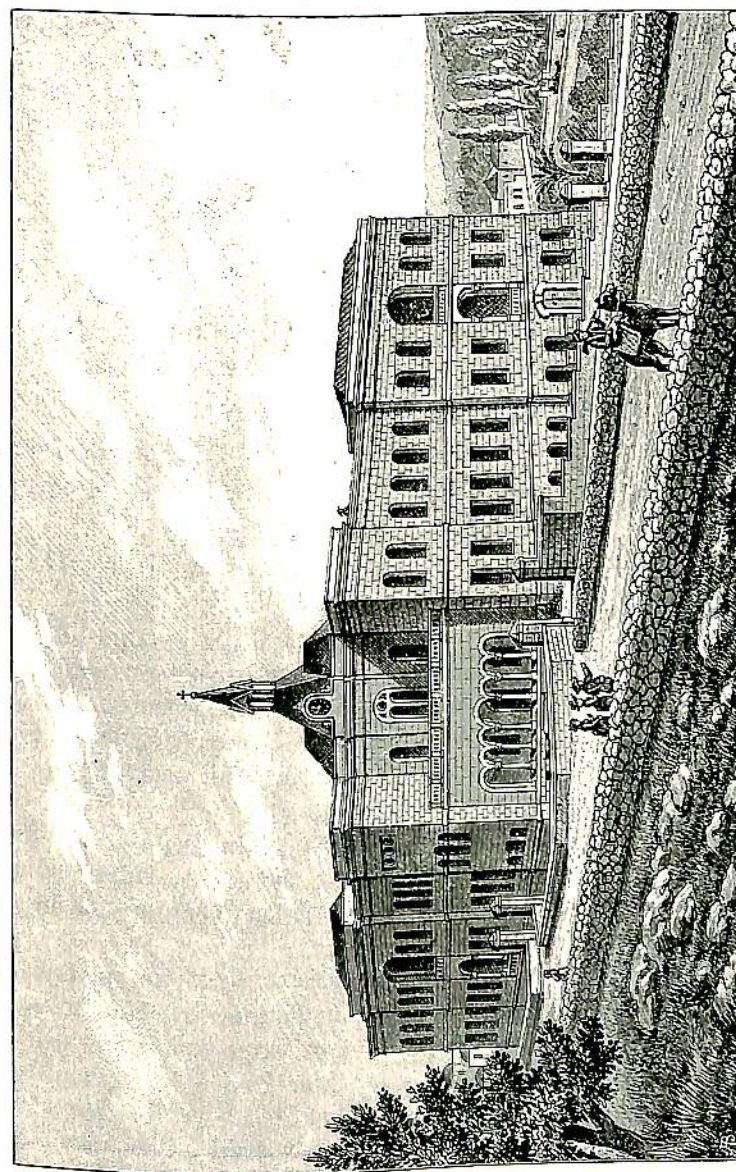
das Grundstück, auf welchem Talitha kumi erbaut ist, vergrößert, zweckmäßig abgerundet und mit einer Steinmauer versehen, welche vor unliebsamer Nachbarschaft sichert. Zu der zweiten Cisterne wurde noch eine dritte größere erbaut, um in der Regenzeit in dem

quellenarmen Lande hinreichendes Wasser für Haus und Garten sammeln zu können; denn nach unsäglichlicher Mühe ist jetzt der ursprüngliche Felsenboden in einen freundlichen, fruchtbringenden Garten umgewandelt. Durch die Freigebigkeit deutscher und holländischer Freunde wurde es sodann möglich, das Haus mit einem zweckmäßigen europäischen Ziegeldach zu versehen.

Die Huld unseres teuren Kaisers schenkte, das sei schon hier bemerkt, den Kindern einen großen, lustigen „Kaisersaal“. In den letzten Jahren fanden noch einige kleinere zweckmäßige bauliche Veränderungen in den Nähstuben statt. Die Zahl der Kinder in Talitha kumi ist auf 140 angewachsen; zu den arabischen Mägdlein haben sich armenische Waisen gesellt, deren Aufnahme in die Kaiserswerther Waisenhäuser des Orients Dissenhoff kurz vor seinem Heimgange (14. Juli 1896) begonnen hatte. Die armenischen Waisen in Jerusalem haben alle Pflegeeltern in Deutschland, der Schweiz und Holland gefunden, die uns durch Zahlung eines jährlichen Pflegegeldes von 150—180 Mark die Sorge für diese Kinder und damit für die unter einer großen Schuldenlast seufzenden Jerusalem-Anstalten tragen helfen. Möchte sich auch für die arabischen Mägdlein in diesem Jubiläumsjahre noch mancher Wohltäter finden.

Das Krankenhaus, das gegen andere neugebaute Hospitäler, wie das katholisch-französische und griechische, äußerlich mehr als ein Aschenbrödel dastand, mitten in der fieberschwangeren Stadt an zwei engen, winkligen, schmutzigen Gassen gelegen, bot bei der immer stärker werdenden Krankenzahl nicht mehr die Möglichkeit der notwendigen Absonderung der Kranken. Der sorgsame Arzt des Hospitals hatte darum 1886 schon zweimal unserem Vorstande ein Promemoria eingereicht, worin er unter genauer Darlegung der Verhältnisse den Neubau eines Hospitals außerhalb der alten Stadt in frischer Luft und auf gesundem Boden als höchst wünschenswert bezeichnete. Damals konnte der Vorstand noch keinen Beschluß fassen, da er von der Menge der zunächst liegenden und dringenderen Aufgaben vollständig in Anspruch genommen war.

„Doch,“ schrieb Dissenhoff damals, „wir arbeiten in Jerusalem auf dem Berge, von dem es heißt: Der Herr siehet! Er wird sich zur rechten Zeit und zu seiner Ehre auch ein neues evangelisches Krankenhaus erschen.“



Das neue Diaconissen-Krankenhaus in Jerusalem.

Er hat es gethan. — Im Jahre 1890 erließen Freunde der Diakonissen-Arbeit in Jerusalem, allen voran der damalige Pfarrer der evangelischen Gemeinde, P. Schlicht, und Dr. Hoffmann einen Aufruf, in dem um Gaben für den Neubau eines Hospitals gebeten wurde. Im Vertrauen auf Gottes Hülfe beschloß dann der Vorstand des Rheinisch-Westfälischen Diakonissen-Vereins den Bau. Wiederum zeigte die evangelische Christenheit aller Länder, daß sie ein warmes Herz habe für die Arbeit, die die Diakonissen in der Stadt des großen Königs thun dürfen. Am 3. Juli 1894 konnte das neue Hospital eingeweiht werden. In der Weiherede, die an die Inschrift über dem Portale anknüpfte, sagte Pastor Schlicht den Ursprung und den Zweck des Hauses in die Worte zusammen:

Fürwahr, ER trug unsere Krankheit,

diese Ueberschrift über dem Eingang unseres Hospitals will sagen:

- I. Hier ist ein Denkmal, welches die Dankbarkeit erlöster Christen gesetzt hat;
- II. Hier ist eine Stätte, da die dankbare Liebe erlöster Christen walten soll.

Das neue Hospital enthält ungefähr 100 Betten, und ist stets gut besucht. Im letzten Jahre, wo wegen einiger baulichen Veränderungen einige Wochen lang keine Kranken aufgenommen werden konnten, betrug in 10698 Pflegetagen die Zahl der Verpflegten 679, darunter 221 Muhammedaner. In der Poliklinik wurden während dieses Jahres 3854 Patienten behandelt.

Von ganzem Herzen danken wir dem treuen Gott für den leiblichen und geistlichen Segen, welchen er wie auf die Arbeit in dem alten schlichten anspruchslosen Hause, so auch auf die im neuen Hospital gelegt hat.

Diese Blätter sollen nur von der Diakonissen-Arbeit im heiligen Lande reden. Wir können also nicht im Einzelnen erzählen, wie das Senfkorn, das vor 50 Jahren auf dem Berge Zion gelegt ist, zu einem Baum sich entfaltet hat, der seine Zweige über den ganzen türkischen Orient ausbreitet. In 5 Krankenhäusern, zu Jerusalem, Beirut, Konstantinopel, Alexandrien und Kairo, und in 4 Erziehungsanstalten und Schulen zu Jerusalem, Beirut, Konstantinopel und Smyrna arbeiten nun an die hundert Schwestern. Nur müssen

wir hier noch erwähnen, daß wir im Jahre 1893 eine Gemeinde-Pflege und Poliklinik namentlich für Augenranke in Bethlehem übernommen haben, die jedoch zur Zeit unbesetzt ist, und daß am 25. November 1900 eine unserer Schwestern in ihr Amt als Gemeinde-Diakonissin von Haifa am Fuße des Karmel eingeführt ist.

Das Jubeljahr der Diakonissen-Arbeit in Jerusalem wird, wie wir zu Gottes Güte hoffen, dem Liebeswerke ein Glied hinzufügen, das wir je länger je schmerzlicher vermissen. Wir meinen eine **Kleinkinderschule**, auf die sich dann nach und nach eine vollständige **Tageschule** für evangelische Mädchen aus Jerusalem aufbauen soll. Sie ist unbedingt nötig geworden. Die Katholiken haben schon eine solche ins Leben gerufen, und wir Evangelischen haben die Ehrenpflicht, dafür Sorge zu tragen, daß für die Kinder unserer Glaubensgenossen eine Kleinkinderschule nicht fehle. Für die evangelischen Knaben rüstet sich unsere Schwester-Anstalt, das **Syrische Waisenhause**, eine Schule zu eröffnen. Für die Mädchen müssen und wollen wir eintreten. Gerade die Eindrücke, die ein Kinderherz in der zarten Jugend empfängt, sind oft bestimmend für die Richtung des ganzen Lebens.

Wir würden aber mit Errichtung einer Kleinkinderschule einem doppelten Bedürfnisse entsprechen. Einmal könnten wir einen langgehegten berechtigten Wunsch der evangelischen Gemeinde in Jerusalem erfüllen, dann aber würden wir zugleich eine **Uebungsschule** für heranzubildende Lehrerinnen gewinnen. Wie in Smyrna und Beirut so hat sich auch in Jerusalem das Bedürfnis nach einer weiteren Ausbildung der Zöglinge unseres Waisenhauses geltend gemacht. Oftmals sind an Talitha kumi Anfragen ergangen von evangelischen Kreisen in den Städtchen und Dörfern des heiligen Landes: Habt ihr nicht eine Lehrerin für unsere Kinder? Ja, es haben, eben weil das Bedürfnis so groß war, frühere Zöglinge von Talitha kumi, ohne zur Lehrerin ausgebildet zu sein, in ihren Kreisen sich der Kinder lehrend und erziehend angenommen. Das hat uns sehr gefreut und war gewiß besser, als wenn gar nichts geschehen wäre. Aber sehr deutlich ist uns auch geworden, daß wir das für die Saat des Evangeliums neu bestellt liegende Feld nicht Zufälligkeiten überlassen dürfen. Und darum glauben wir gewiß zu sein, daß wir mit der Eröffnung der Kleinkinderschule in Jerusalem

einen Weg gehen, den Gott selbst uns weist. In einem gemieteten Hause würden wir beginnen. Aus dem lieben Bayerlande ist uns der erste größere Baustein für die neue Arbeit gereicht. Wer hilft weiter, der Diakonissen=Arbeit in Jerusalem einen zu seiner rechten Ausbreitung notwendigen Auf- und Ausbau einzugliedern.

Ueber die Thüre dieser Schule möchten wir das Wort dessen setzen, der auch als Kind durch Jerusalem wandelte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes.“



IV.

Bilder aus der Arbeit.

Eine Reihe von Einzelbildern, die wir meist mit den eigenen Worten unserer Schwestern zeichnen wollen, wird den Freunden des Diakonissen=Werkes in Jerusalem den besten Einblick in die Art der Arbeit gewähren, in ihre Freuden und Leiden, Enttäuschungen und Erfolge.

Wir beginnen mit der Hospitalarbeit.

Eine der ersten Kranken, die im Jahre 1854 aufgenommen wurden, war Affise, eine Abessynierin. Sie war eine Sklavin im Hause des reichen Abuhannah zu Jerusalem, eines Arabers, der seinem Namen nach ein Protestant war. Wie sie gen Zion gekommen und eine Sklavin geworden ist, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß sie dort den Weg zum himmlischen Zion und zur ewigen Freiheit finden sollte. Sie selbst freilich wußte das nicht, denn sie war eine Heidin. Aus Affisens früherem Leben weiß ich nichts Besonderes. Im Jahre 1854 aber hatte sie viele und heftige Fieberanfälle und wurde infolge derselben wassersüchtig. Da kam sie in unser Krankenhaus. Unsere Schwestern pflegten ihren Leib. Sie nahmen sich aber auch ihrer Seele treulich an. Aber Affise verstand nichts, gar nichts von geistlichen Dingen. Auf alles, was ihr über des Menschen Schuld und des Heilandes Gnade gesagt wurde, hatte sie immer nur die eine Antwort: „Ana chamané! chamané!“ d. h. „Ich bin eine Eselin, eine Eselin!“ Dabei blieb sie, und kam auch vorläufig nicht weiter. Sie wurde wieder gesund und kehrte zu ihrem Herrn zurück. Doch ihr himmlischer Herr ließ sie nicht lange gesund bleiben, legte ihr auch zu ihrer Krankheit noch allerlei Lasten auf. Sie kam im Jahre 1855 wieder als wassersüchtig ins Kranken-



haus. In derselben Zeit war auch Mirjam, die Tochter ihres Herrn, als Kranke dort und zwar auf demselben Zimmer, denn es war für weibliche Kranke damals noch kein anderes da. Aber Mirjam sagte hoffärtig und verdrießlich: „Ich kann Assisens Atem nicht vertragen.“ (d. h.: Ich mag sie nicht leiden.) Eine Schwester sagte ihr: „Deine Mutter liest alle Tage die Bibel mit euch, und betet, und weißt du nicht, daß du deinen Nächsten lieben sollst, wie dich selbst? Ueberdies ist Assise gar nicht unangenehm; ich wollte sie stets bei mir haben.“ Mirjam aber sagte: „Wenn ich wieder gesund bin, will ich sie lieb haben.“ Man sieht schon daraus, wie Assise im Hause ihres Herrn es haben mußte. Sie erzählte den Schwestern unter Thränen, daß sie oft in ihrer Kammer ganze lange Tage zugebracht, wenn die Krankheit sie unfähig gemacht habe, im Hause etwas zu thun. Die anderen Schwarzen brachten ihr hie und da etwas zu essen, aber von der Herrschaft ließ sich niemand blicken. Wenn sie aber wieder so weit wohl war, daß sie kriechen konnte, ging sie in die Küche. Das Essen ließen sie sich von ihr kochen; aber wenn ihre Person ihnen nahe kam, riefen sie allesamt: „Geh, entferne dich! du bist geschwollen.“ Dabei muß man bedenken, daß die arme Person 4–5 Kinder in Abuhannahs Hause aufgezogen hatte, gerade dieselben, die so undankbar waren und sie so verabscheuten. Sie sagte öfters: „Niemand in Jerusalem hat Barmherzigkeit mit mir, als die Schwestern!“

Unter solcher Trübsal und im Verkehr mit den Diakonissen wurde sie nach und nach geneigter, vom Worte des Lebens zu hören. Als die Schwestern die ersten Fünkchen einer Sehnsucht nach Erlösung in ihr bemerkten, und sie nach ihrer Genesung wieder als Sklavin in das alte Elend zurückkehren sollte, haben sie die arme Assise mit Hülfe einiger Freunde frei gekauft und sie ganz ins Diakonissen-Haus aufgenommen, um ihr mit der leiblichen Freiheit auch die geistliche zu bringen. Als sie drei Viertel Jahre bei ihnen gewesen war, schrieb man uns: „Sie hat sich während dieser Zeit sehr demütig, treu und anhänglich bewiesen, und vor allem sehr dankbar anerkannt, daß sie nun eine Heimat hat, wo sie sich nicht mehr zu fürchten braucht. Seit langer Zeit hat sie den Wunsch ausgesprochen, sie wolle getauft, und in die christliche Kirche aufgenommen werden. Sie ist, die Unwissende, jetzt so heilsbegierig,

so aufmerksam, daß es mir oft rührend ist, wenn sie, die ergraute Sklavin, mit einem von unsern Mädchen zusammensitzt, und diese



Assise.

ihr das Glaubensbekenntnis auf Arabisch lehrt! — Im Hause hilft sie, so viel sie kann; sie siebt das Mehl, reinigt den Weizen, und ist dabei Pförtnerin.“

Ein Jahr später, unter dem 21. Januar 1858, schrieb die damalige Schwester Pauline: „Unsre alte, braune Affise hat wieder die Brustwassersucht, und war schon mehrere Male durch Erstickungszufälle dem Tode sehr nahe. Da hat es sich offenbart, was der Herr an ihrer Seele gethan hat! Keine Spur von ihrer früheren Todesangst war zu sehen. Alles war Friede, und ihr Herz floß über von Liebe gegen alle, die sie erkannte. Pastor Valentiner kam um 10 Uhr abends noch zu ihr und betete mit ihr. Sie dankte auch ihm in der rührendsten Weise für seinen Unterricht. In jener Nacht war ich bei ihr geblieben, weil wir alle glaubten, sie würde sterben. Doch ihr Stündlein zögerte noch, so sehnlich sie es auch herbeizuwünschte. Aber der Herr war bei ihr in ihrer großen Angst, so daß sie selbst darin sich freute und ausrief: „Ich will zu Jesu; er hat meine Sünden alle vergeben!“

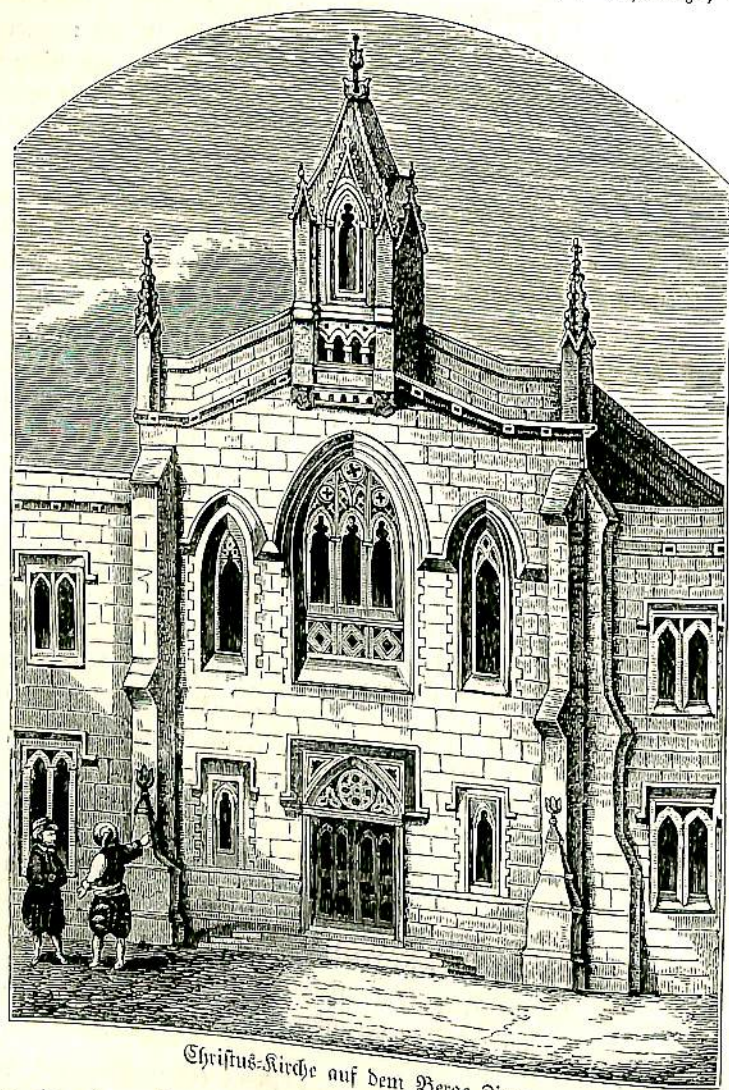
Raum zwei Monate später, unter dem 2. April 1858, erhielten wir die Nachricht von Affisens seliger Vollendung. „Unsre gute, alte Affise,“ heißt es im Briefe, „ist, wie wir mit gutem Grund hoffen dürfen, selig heimgegangen. Schon seit Herbst ahnte es ihr, daß die irdische Hülle bald brechen würde. Die Medizin, die ihr stets geholfen hatte, wirkte nicht mehr, und die Atemnot vermehrte sich.

Es waren ihr von Gott noch 14 schwere Leidensstage zugezählt und noch schwerere Nächte. Sie saß meistens im Stuhl. In ihrem Innern aber sah es nicht so trübe aus; denn es war ihr ja wirklich ein Licht aufgegangen; sie hatte die allumfassende Liebe des Sünders-Heilandes verstanden, der auch sie, die unwissende Sklavin, an sein erbarmendes Herz gezogen hatte. Es war rührend, sie mit Inbrunst sagen zu hören: „Ich habe den Heiland so lieb, ich will so gerne zu ihm gehen!“ Vor einiger Zeit noch hatte sie stets die Besorgnis, man möchte sie, wie die Araber mit ihren Leichen thun, ohne Sarg in die Erde scharren. Doch diese Sorgen waren nun alle verschwunden. Sie dachte nicht mehr an ihren armen Leib; sie kannte ein besseres Erbe. Lange war sie vorbereitet worden zur heiligen Taufe. Es ward ihrem gnadenhungrigen Herzen doch noch gegeben, die einfachen Wahrheiten des Evangeliums auch mit der Erkenntnis zu fassen. Einmal sagte sie mir in einer schweren, schmerzvollen Nacht: „Wenn ich auch nicht getauft werden kann,

werde ich doch in den Himmel kommen, denn der Heiland hat alle meine Sünden vergeben.“ Mehrere Male hat sie, wenn sie ihr Ende nahe glaubte, von den Kindern und uns allen Abschied genommen, und sich der kleinsten Liebesdienste erinnert, die ihr zu teil wurden. Auch sagte sie öfters: „Gott erhalte den Mann, der euch hierher geschickt hat! ich hätte ihm so gerne die Hand geküßt (gedankt); aber ich konnte ja nicht zu ihm kommen.“ In der vorletzten Nacht ihres Lebens, als ich ihr einige Tropfen eingegeben hatte, wollte ich mich hinsetzen, um bei ihr zu wachen; doch sie wollte das nicht zu geben, denn ich hätte doch schon so viel Unruhe mit ihr gehabt, und mit Loben und Danken erklärte sie, sie sei ganz frei von Schmerzen. Ich legte mich darauf aufs Bett, und als ich um 12 Uhr nach ihr sah, schlief sie recht sanft, worauf ich mich wieder entfernte. Als ich aber nach 1 Uhr wieder nach ihr sah, war eine entscheidende Veränderung eingetreten. Ich fragte, wie es ihr gehe? worauf sie mir antwortete: Es gehe ihr sehr gut, sie sei an einem lieblichen, grünen Platz gewesen und habe sich ausgeruht. Schwester Charlotte schickte zu Herrn Klein, dem Seelsorger der arabischen Gemeinde, der Affise auch sehr freundlich besucht und sie zur Taufe vorbereitet hatte. So wurde sie denn in jener Nacht getauft, wo sie noch bei voller Besinnung war und selber antworten konnte. Sie vermochte zwar nicht viel mehr zu sagen, und mit Worten ihre Freude zu bezeugen; aber sie lag den Rest der Nacht mit gefalteten Händen, und alle an sie gerichteten Fragen, ob es ihrer Seele wohlgehe, beantwortete sie getrost. So lange sie noch reden konnte, gab sie uns Beweise, daß sie im Frieden wäre, ohne Furcht des Todes. Ihr Sterbestündlein verzögerte sich indes noch bis in die folgende Nacht, und der letzte Kampf war noch schwer. Doch, Dank sei dem treuen Herrn, der diese arme Sklavin, die auf der allerniedrigsten Stufe der Menschheit stand, sich erwählt und erworben hat! Wie mag der Menschheit stand, sich erwählt und erworben hat! Wie mag jetzt ihr Mund übergehen von Lob und Dank, wenn sie, die aus zweifachen Banden Befreite, dort stehen darf unter der Schar, die Palmen trägt, die ihre Kleider gewaschen und hell gemacht haben im Blute des Lammes!

Sie hat einen schönen, schwarzen Sarg bekommen, der das Erstaunen mehr als eines armen Sklaven erregt hat. Wir selber haben hier jetzt als Kranke ein zehnjähriges, schwarzes Mädchen,

Chadara mit Namen. Als diese hörte, Assise bekäme einen schwarzen Kasten (Sarg), sagte diese, diese sei wohl die erste Schwarze, die



Christus-Kirche auf dem Berge Zion.

man in einen Kasten gelegt habe. Als es aber läutete, und der Sarg in die schöne Christus-Kirche getragen wurde, fing sie vor

Rührung an, laut zu weinen. Unsere größeren Kinder waren mitgegangen, und nach beendigter Begräbnisfeier sangen wir: „Christus der ist mein Leben!“ An der freundlichen Teilnahme, die sich da zeigte, hätte ein flüchtiger Beobachter auch wahrlich nicht ahnen können, daß einer armen Skavin diese letzte Liebespflicht gelte. Frau Bischof Gobat, die zu Assisens Freunden im Leben gehörte, ging auch mit all ihren Kindern mit zur Beerdigung.

Nun klagt Assise nicht mehr: „Ich bin eine Eselin! eine Eselin!“ Nun singt sie voll Lachens und Ruhmens im höhern Chor: „Der Herr hat Großes an mir gethan!“

Durch Aufstehen und Fallen und wieder Aufstehen ging es mit der obengenannten Machebube, die auch von den Schwestern freigekauft war. An den Ufern des Nils, im heißen Afrika geboren, hatte sie ganz den Charakter ihres Volkes, eine unbändige Heftigkeit und ein trotziges Wesen geerbt, welches immer wieder hervorbrach, so oft auch die Schwestern es durch den Einfluß des Evangeliums gebrochen glaubten. Sie lernte und sang übrigens eifrig mit den Kindern, war auch dienstfertig und fleißig in den ihr übertragenen Geschäften.

Noch im Jahre 1854 schrieb Schwester Charlotte: „Machebube hängt mir in der biblischen Geschichtsstunde förmlich am Munde, als wollte sie die Worte mir absehen, und wendet ihren Blick nicht von mir ab. Ein aufmerksameres Kind kann man sich gar nicht wünschen. Zwar erhalte ich noch selten eine gute Antwort von ihr; allein ich weiß meistens, daß sie weiß, was ich hören möchte; nur kann sie sich nicht ausdrücken. Auch geschieht es sehr häufig, wenn ich ein anderes Kind antworten lasse, nachdem ich sie gefragt hatte, daß sie mir mit vieler Freude sagte: „das wußte ich auch wohl, kann es aber nicht sagen.“ Eben jetzt haben wir eine kranke Frau im Hospital. Diese hat neulich zur Maria gebetet, worauf ihr Machebube mit vielem Ernste erklärte, daß sie sündige, indem sie zu Maria bete; sie solle doch zum Sohne Gottes beten.

Im Sommer 1854 wurden die Ausbrüche ihres Zornes und ihrer Widerseßlichkeit einmal so groß, daß wir kein anderes Heilmittel wußten, als sie auf einige Zeit aus dem Kreise unsrer Kinder und

unsres Hauses zu verbannen, und in die Familie des Kawaffen unsers Konsuls, mit Bewilligung des Letzteren, zu versetzen.

Dort hatte ihr heißes Blut Zeit, sich abzukühlen; dort, in dem



Machebube.

muhammedanischen Hause, lernte sie, nach einem christlichen Familienleben sich zurück sehnen, dessen großen Vorzug für Geist und Herz sie erst jetzt recht fühlte, durch die Entbehrung. Sie kam, und bat sehr zerknirscht um Verzeihung, erklärte auch, Gott um

Verzeihung gebeten zu haben. Darauf nahmen wir sie wieder auf, voll Freude über die Rückkehr der verlorenen Tochter. „Ich will,“ sagte sie unter vielen Thränen, „Gott bitten, daß ich ein besseres Kind werde. Ich bin das schlechteste von allen Kindern. Ich weiß, nur Jesus Christus kann mich selig machen, kein Muhammed kann mir in den Himmel helfen.“ Aber auf die bestimmte Frage: „Wie willst du denn leben, als Muhammedanerin, oder als Christin?“ schwieg sie beharrlich, so mannigfaltig auch die Frage gestellt ward. Auf die Frage: „Weißt du es nicht?“ erwiderte sie: „Wohl weiß ich es.“ Nun wußten wir freilich genug. Es handelt sich eben noch um das Bekennen; die Eine große Hauptsache hat sie doch beglaubigt. Den Mut zum Bekennen kann ja der Herr noch geben, wenn wir sie treulich an sein erbarmendes Jesus-Herz legen. Sein Wort ist ja ein Hammer, der Felsen zerschmeißt. Ich gebe die Hoffnung nicht auf. Ist es dem Herrn gelungen, diesen Starrsinn zu brechen, so kann er auch diese falsche Beharrlichkeit noch reinigen und verklären.“

Doch schon im Juli 1855 hieß es in einem Briefe: „Wir sind zum zweiten Male genötigt worden, Machebube aus dem Hause zu thun. Schon lange fanden wir, daß ihr Einfluß nicht gut auf die Kinder wirkt; dazu bemerkten wir, daß sie manchmal mit den muhammedanischen Kranken redete. Da wir nun fast immer solche im Hause haben, und es uns unmöglich ist, eine gänzliche Trennung zwischen dem Hospital und der Erziehungs-Anstalt zu bewerkstelligen, so dachten wir oft besorgt darüber nach, wie wir diesem Uebel abhelfen möchten. Da kamen uns Pastor Valentiners zu Hülfe, indem sie sich freundlich erbieten, Machebube in ihr Haus aufzunehmen.“

Sie wollte durchaus Pastor Valentiner nicht versprechen, in seinem Hause nicht zu fluchen. Aber wahr ist sie, und schweigt, wo andere vielleicht lügen würden.

Als ich den Abend vor ihrem Weggehen ernst mit ihr sprach, war sie sehr aufgeregt und böse, des andern Morgens jedoch eher bewegt, und weinte viel, bekannte auch, daß sie sich an den Kindern durch ihr böses Beispiel sehr veründigt habe. Gott Lob! es war doch der Eindruck, den sie diesmal hinterließ, ein ganz anderer, als voriges Jahr. Sie besucht uns oft. Der Herr möge ihr helfen! Trotz

der niederschlagenden Erfahrungen der letzten Zeit kann ich die Hoffnung nicht aufgeben, daß es dem Herrn doch noch gelingen werde, dies harte Herz zu bezwingen. Er, der Herzenskündiger und Herzenslenker, der sie früher dem Leibe nach aus der Sklaverei befreite, hat gewiß ein noch größeres Verlangen, ihre Seele aus der Sklaverei der Sünde und des Irrtums zu befreien, um sie recht frei zu machen. Nach seiner Hirtentreue wird er gewiß diesem verlorenen Schafe nachgehen; freilich nur seine göttliche Kraft allein kann ihre alten muhammedanischen Vorurteile verschwinden machen. Erklärte sie doch noch kürzlich: „sie wisse, daß sie ohne einen Heiland nicht selig werden könne.“

So ging es dann eine Reihe von Jahren auf und ab, bis im Jahre 1861 die Schwestern über Machabubes Ende berichteten: „Sie war seit längerer Zeit als Köchin bei Pastor Valentiner, dessen ganzes Vertrauen sie genoß und in dessen Hause sie als Kind, nicht als Diensthote behandelt wurde. Vor mehreren Monaten nun mußte sie dort entlassen werden, doppelt schlechter Aufführung wegen. Sie lebte nun in einem schlechten türkischen Hause zur Miete, wo sie natürlich nur noch mehr Schlechtes lernte. Da sie schwer erkrankte, ließen sich Valentiners unter der Hand nach ihr erkundigen, da sie ihr den rückständigen Lohn nicht ausgezahlt, sondern für sie als Morpfennig zurückbehalten hatten. Sie war in größter körperlicher Not, wie der sie besuchende Arzt fand, dabei in der denkbar schlechtesten Behandlung, so daß ihr Leben nicht sicher war. Obgleich solch ein Fall sich nicht für unsere Anstalt eignet, konnten wir doch nicht anders als sie zu uns holen lassen, wenn wir sie nicht umkommen lassen wollten. Ins Hospital paßte sie nicht, da hat denn Schwester Emilie sie in ihre Stube genommen, woselbst Dr. Wh. sie besucht. Vor einigen Tagen noch wollte sie nichts vom Heiland wissen; heute aber hat sie uns erklärt, daß sie an den Herrn Jesum glaube. Es kostete viel, ehe sie den teuren Namen aussagen konnte und wollte. Sie liegt in derselben Stube, in der sie einst vor vielen Jahren ihre Hand gegen Schwester Pauline erhob. Am 21. August ist sie unter unsäglichen Leiden gestorben. Wir dürfen hoffen, daß sie noch Vergebung fand, da sie den Herrn anrief, auch uns aufforderte für sie und mit ihr zu beten. Ihr Ende hat uns alle tief ergriffen.“

„Was die Aufnahme der Heilsbotschaft anlangt,“ heißt es in einem Bericht aus späteren Jahren, „welche sowohl durch uns Schwestern bei passender Gelegenheit wie auch durch einen Evangelisten regelmäßig in Vorlesung und Unterredung an die Kranken herantritt, so machen wir die Erfahrung, daß die Männer derselben weniger zugänglich sind als die Frauen. Sie nehmen Jesum an als einen großen Propheten und den Sohn Gottes nach dem Geist; aber seine Menschwerdung und das Geheimnis des Kreuzes können sie nur schwer fassen. Unter den Frauen durften wir manche hoffnunggebende Erfahrung machen. So war im Frühjahr ein kleines Mädchen hier, die, wenn Marie, eine bei uns getaufte Mohammedanerin, den Kranken vorlas, sich still so dicht als möglich neben sie setzte, ohne aber durch Worte Zeichen der Teilnahme zu geben. Einmal kam Marie in die Krankenstube, in der Zammeh, die an schlimmen Augen litt, mit mehreren anderen Frauen lag. Da hörte sie, wie die Kleine, die ihre Gegenwart nicht bemerkt hatte, zu den Frauen sagte: Ruft doch nicht den Muhammed an, der hilft euch doch nichts; ruft Jesum an, der bringt euch in den Himmel. Sie begleitete später Schwester Elisabeth und Marie gerne bei ihren Arbeiten und hat letztere oft, sie doch die schönen Lieder vom Heiland zu lehren, was diese gerne that. Eine junge Frau, Safa von Bethifsa, die an einem schlimmen Wein litt, verhielt sich erst gleichgültig gegen das Wort Gottes, später fand sie Freude daran, erkannte das Leiden, das sie hierher geführt hatte, als ein Glück, lernte das Vater unser und den apostolischen Segensgruß und beklagte oft, so früh verheiratet und an den Willen ihres Mannes gebunden zu sein. Ihren sie besuchenden Verwandten sprach sie den Wunsch aus, Christin zu werden, aber diese erwiderten ihr, daß sie in solchem Fall sie schlachten würden. Sie aber sagte: Glauben werde ich doch nur an den Heiland. Neulich war sie einmal hier; wie ich von Marie hörte, steht sie noch in demselben Sinn. Lange Zeit war eine Frau, Isbada, hier, deren Mann in einer fernen Gegend Soldat ist. Von ihr haben wir sowohl wie der Evangelist die Ueberzeugung, daß sie mit dem Herzen eine Christin geworden ist. Als sie für einige Monate von uns fort war, drückte sie auch immer ihre Anhänglichkeit an uns aus, kam des Freitags hierher, um mit Marie die Frauenstation zu waschen, und sagte auch, als sich die Nachricht

von der beabsichtigten Ermordung der Christen verbreitete, daß sie nicht zu ihren muhammedanischen Verwandten gehen, sondern mit uns sterben wolle. Jetzt ist sie zum zweiten Male für längere Zeit als Kranke bei uns, hat mit Eifer viele Lieder gelernt, die von Jesu Liebe und seinem Sterben für uns reden, und hofft, daß ihr Mann, der immer gut gegen sie gewesen, ihr erlauben wird, Christin zu werden. In dieser Hoffnung wird sie getäuscht werden, es sei denn, daß ihr Mann selbst vorher von Christo ergriffen wäre. — Eine wassersüchtige Frau, die ungeheilt hier fortging, da sie zu ihren armen, kleinen Kindern zurückverlangte, war auch sehr dankbar. Sie sagte, ich werde nie vergessen, was ich hier vom Heiland gehört habe und auch andern davon sagen.

Gestern ging eine junge Beduinin fort, die einige Wochen bei uns war. Zuerst war ihr alles, was ihr vom Heilande gesagt wurde, lächerlich; nachher aber sagte sie: Ich will nun immer zum Herrn Jesus beten, denn er ist für meine Sünden gestorben, der Hamed (Muhammed) hat nichts für mich gethan. — Vor einiger Zeit hatten wir eine Sklavin hier, die sehr an Skropheln litt. Ihre Herrschaft (Muhammedaner) besuchte sie fleißig, und man konnte sehen, daß sie es gut bei ihr gehabt. Als sie gesund geworden war, holte der Mann sie selbst ab und brachte 83 Piafter (etwa 5 Thlr.) als Pflegegeld.

Der schon mehrfach genannte arabische Evangelist Josef Jamel, im Dienste der englisch-kirchlichen Mission in Jerusalem, erzählt von seiner Arbeit: Ich besuche das Krankenhaus jeden Sonntag, Mittwoch und Freitag, und jedesmal erkläre ich das Wort Gottes in beiden Abteilungen, bei den Männern und bei den Frauen.

Eine junge Muhammedanerin, die nicht lesen konnte, fing während ihres Aufenthaltes im Krankenhaus an arabisch lesen zu lernen. Ein bekehrtes muhammedanisches Mädchen gab ihr die Anleitung dazu. Um ihren Fleiß zu ermuntern, versprach ich ihr ein hübsches Geschenk, was sie sehr freute. In kurzer Zeit war sie so weit, daß ich ihr das Geschenk, bestehend in einem neuen Testament, nicht länger vorenthalten konnte. Die Freude, ein solches zu eigen zu haben, war groß, und sofort fing sie an mit strahlendem Angesichte darin zu lesen. Oftmals wiederholte sie den andern kranken Frauen, wenn ich weggegangen war, was ich gelesen und gesprochen hatte.

Sie ist von der Wahrheit des Christentums überzeugt und begehrt die Taufe.

Eine betagte muhammedanische Frau lag schwer krank. Ich hieß sie vertrauen auf Jesum, als den, der sie retten kann. Begierig schaute sie zu mir auf. O, lehre mich, was ich thun soll, damit ich gerettet werde. Vereue deine Sünden und bitte Gott, daß er um Christi willen sie dir vergebe. Sie hörte zu, seufzte tief und sagte: Ist es möglich, daß ich Sünderin errettet werde? Diese Worte aus dem Munde einer Muhammedanerin setzten mich in Erstaunen, und ich fühlte mich dadurch ermutigt sie ein kurzes Gebet zu lehren, ein Gebet um Gottes Gnade und Vergebung der Sünden durch Christum. Sie konnten es in wenigen Minuten. So oft ich nun wieder an ihr Bett trat, was nur noch drei oder viermal vor ihrem Tode geschehen konnte, sah sie mich lächelnd an, vergaß ihre Leiden, ergriff meine Hand, um sie zu küssen, und wiederholte ihr kurzes Gebet.

An zwei muhammedanischen Frauen war es besonders erkennbar, wie ihnen der Aufenthalt im Krankenhause zum Segen gereichte. Sie legten das beständige Schwören bei Gott ab, beteten abends und morgens und waren aufmerksame Zuhörerinnen, sie glichen bald mehr Christen als Moslems. Ein kurzes und einfaches Gebet haben sie sich teilweise aus Worten, die ich bei meinen Gebeten gebrauchte, gebildet. Einmal hörte ich sie zu etlichen Kranken sagen: Wahrlich, wir müssen Gott danken, der uns in seiner Liebe in dieses Haus geführt hat, in welches wir gekommen sind, um leiblich gesund zu werden und um den Weg der Wahrheit zur Errettung unserer Seelen zu finden.

Ein junger Moslem, der auch zu den aufmerksamsten Zuhörern zählte, las oft lange aus der Bibel den andern vor. Das Vorlesen entwickelte in ihm selbst die Ueberzeugung von der Wahrheit des Christentums; er möchte gern Christ werden, aber darf es nicht öffentlich thun aus Furcht vor den Moslems.

Mafise, das junge Mädchen aus Talitha kumi, welches früher die Taufe beehrte, hilft beim Glücken und Waschen und zuweilen auf der Frauenstation. Sie ist in Bezug auf ihren Wunsch Christin zu werden, noch derselben Gesinnung wie früher, aber ihre Begriffe vom Christentum wie auch ihre Ziele scheinen mir bis jetzt noch

ziemlich äußerlich zu sein. Um so mehr ist die Festigkeit zu bewundern, mit welcher sie ihren Angehörigen begegnet, die sie von ihrem Vorhaben abbringen wollen. Ihr Bruder brachte sogar einen Katib (Schriftgelehrten) zu ihr, der sie aus dem Koran belehren sollte. Er wurde aber aus dem Felde geschlagen und zog mit der Bemerkung ab, daß er nächstens einen andern mitbringen wolle, der es noch besser verstehe. Dieses Mädchen ist hauptsächlich durch unsere Marie unterrichtet und zum Heiland hingezogen. Marie selbst darf die gesegnetste Frucht unserer Arbeit genannt werden. In ihr hat der Glaube an Christum seine umgestaltende Kraft bewiesen. Es ist mir immer eine Freude zu sehen, wie sie den Herrn Jesum in ganz festem, kindlichem Glauben als ihres Herzens Trost und ihr Theil ergreift, und oft ist es mir schon eine Ermunterung gewesen, wenn ich sie bei der Arbeit unsere schönen, heimatlichen Lieder voll Glauben, Liebe und Hoffnung singen höre.

Obgleich die Muhammedaner auch in franken Tagen im großen und ganzen sich noch immer dem Evangelium krampfhaft verschließen, so äußern doch immer einige, welche in unserm Hospitale das Evangelium von Jesu Christo hören, daß die Geschichten der Bibel ihnen lieber seien als die Geschichten ihrer Märchenerzähler und selbst des Koran. Andere, welche das Christentum bisher nur in den Veräußerlichungen der griechisch- und römisch-katholischen Kirche gesehen haben, rufen aus: Könnten wir nur solche Worte täglich hören; die sind ja süßer als Honig! Da war u. a. ein Beduine, der war jenseits des Jordans zu Hause, ein gar absonderlicher Mensch, groß und stark, mit zwei schwarzen, funkelnden Augen. Während sonst die Beduinen das Haupt kahl scheren, trug er schwarze, lange, gelockte Haare. So oft nun aus der heiligen Schrift vorgelesen wurde, verließ er unwillig den Saal, in welchem er lag. Als man ihn fragte, warum er dies thäte, erwiderte er barsch: Ich bin nicht gekommen, um aus der Bibel zu hören, sondern um mich heilen zu lassen! Einer der muhammedanischen Mitkranken machte ihm wegen dieser Antwort und seiner Feindseligkeit gegen die Bibel leise Vorwürfe. Da rollten seine Augen wie Feuerräder. Er schüttelte sein Haupt, wie ein Löwe seine Mähne schüttelt, und verlangte ungestüm nach seinen Waffen, um mit jenem Tadler zu kämpfen. Innerlich zitternd, aber äußerlich ruhig und fest ging die pflegende

Schwester hinaus und übergab ihm freundlich die Waffen. Da war sein Zorn gebrochen. Bei der nächsten Andacht lag er anscheinend schlafend im Bett. Als aber unser arabischer Evangelist, welcher ernst von der täglichen Vorbereitung auf den Tod gesprochen hatte, zu beten begann, da richtete sich der Beduine auf, breitete seine Arme aus, wandte seine Augen gen Himmel und sprach das Gebet Wort für Wort nach. Dann ergriff er die Hände des Betenden, bedeckte damit sein Gesicht, um dadurch auszudrücken, er wünsche, daß der Segen des Gebets auch über ihn komme und sagte: Gott segne dich! Vergieß mein früheres, unziemliches Betragen! Ich wünschte, ich hätte, so oft du kamest, zugehört; denn die Worte der Schrift sind mir lieber als Heilung von meiner Krankheit! In der Zeit, welche der Beduine von da an noch im Hospitale zubachte, legte er eine seiner Schößsünden völlig ab, den Mißbrauch des Namens Gottes durch Fluchen und Schwören.

Daß es in der Arbeit auch nicht an Zügen unfreiwilliger Komik fehlt, mögen die beiden folgenden Erlebnisse aus neuerer Zeit veranschaulichen.

Ein Arbeiter von unserem Hospitalneubau, J. H. aus K., griechisch-katholischer Konfession, wurde am 7. November in ganz bewußtlosem Zustand in unser Haus gebracht. Seine Kameraden hatte ihn mit Stricken auf eine Leiter gebunden und so fest geknebelt, daß man nach drei Wochen noch die Striemen sah. Anscheinend war er sterbend. Das hatte ihnen der herbeigerufene Stadtarzt schon gesagt, und auch, daß nichts mehr zu machen sei. Doch aber hatten sie noch ein Zellsachenmittel angewendet. Sie hatten nämlich ein Feuer angezündet und seine Hand in dasselbe gesteckt, die infolgedessen mit Brandwunden bedeckt war. Unserem Arzt war es von besonderer Wichtigkeit, zu erfahren, wie die Krankheit angefangen habe. Jene berichteten dann, daß J. am vorhergehenden Abend (es war Sonntag) von Hause gekommen sei und in seinem Mantel Mundvorrat für die kommenden Arbeitstage mitgebracht, sich dann dahinter gesetzt und bevor er sich zur Ruhe begeben, alles aufgeessen habe, nämlich: 3 Köpfe, 2 mit Reis gefüllte Magen, 8 Füße vom Schaf und mehrere Brote, dazu noch eine gute Portion Feigen und Rosinen!! Danach richtete denn auch der Arzt seine Verordnungen ein, und der Kranke kam mit Gottes Hilfe wieder zurecht.

„Um dieselbe Zeit,“ schreibt eine Schwester, „kam ein Fellach (Landbewohner) in großer Not zu uns. Er hatte vor mehreren Tagen beim Wassertrinken aus einer Quelle einen Blutegel verschluckt. Der hatte sich im Kehlkopf festgesetzt und sog unaufhörlich. Nun hatte jener aber nicht bei einem Arzte Hülfe gesucht, sondern war von einem Barbier zum andern gelaufen, die ihm dann, natürlich gegen gehörige Bezahlung, mit Zangen und Haken den Hals von innen bearbeiteten. Einer derselben, so erzählte er, habe ihn eine ganze Stunde lang in die Prallsonne gesetzt mit der Weisung, den Mund weit aufzusperren, nachdem er ihm denselben vorher mit Del eingeschmiert. Der Blutegel aber rückte und rührte sich nicht. Endlich riet man dem Bedauernswerten, noch ein Mittel zu versuchen, welches sichern Erfolg verspreche. Er befolgte den Rat und ging zu einem in allen Künsten geübten muhamedanischen Derwisch, der natürlich auch sofort bereit war, ihm zu helfen. Zu diesem Zweck schnitt er einen Stock aus einem Dornbusch, an dem einige spitze Haken saßen und erklärte dem Patienten: Wenn einer dieser Haken den Blutegel faßt, bringe ich ihn unfehlbar wieder heraus. Das leuchtete dem Fellachen ein und er ließ sich's gefallen, daß jener ihm den Stock in den Hals stieß. Unglücklicherweise hatten nun die Haken den Blutegel nicht gefaßt, wohl aber die inneren Teile des Kehlkopfes so sehr verletzt, daß der arme Patient sich wahrscheinlich würde verblutet haben, wenn er nicht nunmehr doch noch seine Zuflucht zu unserem Hause genommen hätte.“ —

Wenden wir uns nun zu der Erziehungsarbeit der Diakonissen an den Mädchen.

Unser liebes Kinderhaus auf der Gottfriedshöhe vor dem Jaffathore zählte in den letzten Jahren meist gegen 140 Zöglinge, Kinder der arabischen, griechischen und armenischen Einwohner des heiligen Landes, manche dem Islam, die meisten den verschiedensten christlichen Bekenntnissen angehörig. Dazu kommen, wie schon erwähnt, seit 1896 eine Anzahl armenische Waisen aus dem Innern Armeniens. Alle erhalten eine christliche Erziehung, ohne daß wir propagandistisch ihren Uebertritt zur evangelischen Kirche anstrebten. Aber fast jedes Jahr, wenn der Konfirmations-Unterricht der protestantisch getauften Kinder beginnen soll, melden sich aus innerster Ueberzeugung einzelne Kinder anderer Konfessionen, und hier und da auch eine Muhamme-

danerin zur Aufnahme in die evangelische Gemeinde. Ist dann die Einwilligung ihrer Angehörigen zu erlangen, so willfahren wir natürlich diesem Begehren mit großer Freude und danken Gott für diese einzelnen, sichtbaren Früchte unseres Wirkens.

Der Schulunterricht wird möglichst in deutscher Sprache erteilt, doch wird nach Kräften jedes aus dieser vielsprachigen Kinderschar in seiner eigenen, oder doch in der allgemeinen Landessprache, dem Arabischen, gefördert. Manches Brieflein von Kinderhand geschrieben, zeigt uns, daß sie wacker lernen und oft weniger orthographische und sprachliche Fehler machen, als mittelmäßige Elementarschüler im lieben Deutschland.

Nach wie vor bereiten die Verwandten mehr als die Kinder der Erziehung mancherlei Schwierigkeit. Bei der Aufnahme wird zwar stets ein Vertrag geschlossen, wonach die Kinder erst nach einer Reihe von Jahren zu den Ihrigen zurückkehren sollen, aber fast jedesmal werden nach den Sommerferien einzelne zurückgehalten, sei es, weil sie, 12- oder 13jährig, den Eltern heiratsfähig scheinen, oder aus andern, oft mit dem traurigen Konfessionshader zusammenhängenden Gründen. In verkommenen Familien, deren Kinder ja häufig unauslöschliche Spuren der Verwahrlosung an sich tragen, kommt das am häufigsten vor, und in solchen Fällen bestehen wir manchmal nicht auf unserm Recht, da stets neue dringende Bitten um Aufnahme vorliegen. Destevers aber ist solche Nachgiebigkeit nicht angebracht. So wollte, um nur ein Beispiel zu erzählen, der Vater eines netten, 6jährigen Mädchens, der sich je nach seinen Launen oder seinem Vorteil bald zur einen, bald zur andern Konfession hält, sein Kind den Römisch-katholischen übergeben, um sich bei ihnen Freunde zu erwerben. Da haben wir nach unserm Vertrag mit Hülfe des Konsulats das Kind zu uns zurück bringen lassen.

Wir wollen versuchen, die in Talitha kumi getriebene Arbeit durch Auszüge aus den Briefen der Schwestern aus verschiedenen Jahren lebendig vor die Augen unsrer Freunde zu stellen:

Sara, ungefähr 16 Jahre alt, ist die Tochter einer rechtschaffenen griechischen Handwerkerfamilie hier in Jerusalem. Von früher Jugend auf scheint sie an Gottesfurcht und Gehorsam gewöhnt zu sein, daher auch ihre Erziehung hier verhältnismäßig leicht war. Als vor zwei Jahren einige unsrer Kinder zum Konfirmanden-

Unterricht gingen, wünschte sie sehr, auch daran teilnehmen zu dürfen; aber die Eltern ließen es nicht zu. Das kostete viele Thränen, und bei ihrem heftigen Temperamente kam es ihr vor, als könne sie nie wieder ihres Lebens froh werden. Ostern war ihre Schulzeit beendet. Auf ihren Wunsch behielten wir sie noch hier, um sie beim Unterricht in der 3. Klasse helfen zu lassen und sie so allmählich zur Lehrerin heranzubilden. Ihre Eltern haben leider andere Pläne mit ihr; sie wünschten sie längst zu Hause zu haben, damit sie durch Handarbeiten, in denen sie ganz besondere Fertigkeit besitzt, am Broterwerb teilnehme.

Hanne, die Tochter eines Missionars, der sich mit einer Abessinierin verheiratet hat, ist jetzt ungefähr 14 Jahre alt und 7 Jahre in der Schule. Sie hat die dunkle Hautfarbe ihrer Mutter und auch in ihrem Wesen vieles an sich, was sie als eine Tochter dieser Race kennzeichnet. Sie vergißt aber keinen Augenblick, daß sie väterlicherseits von deutscher Herkunft ist und sucht, so viel in ihren schwachen Kräften steht, sich dessen würdig zu zeigen. Dabei ist sie sehr gutmütig und leidet lieber selbst Schaden, als daß sie auf Kosten anderer ihren Nutzen sucht. Ganz anders sind die von gleicher Herkunft stammenden Martha und Maria, welche mit Hanne zur selben Zeit in die Schule kamen. Sie haben ohne besonderen Fleiß bei schneller Fassungskraft und außerordentlich gutem Gedächtnis recht erfreuliche Fortschritte gemacht, ihr lebenswürdiges, gewandtes Benehmen gewinnt ihnen aller Liebe trotz der mancherlei Schattenseiten ihres Charakters.

Ein merkwürdiges Schwesternpaar sind die Zwillingsschwester Napha und Fatme aus Emmaus. Ihr Oheim ist der Scheich des Dorfes; ihre Mutter ist gleich nach der Geburt dieser Kinder gestorben, ihr Vater hat im Streit einen Menschen umgebracht und war bis jetzt verschwunden, doch ist er kürzlich wieder zum Vorschein gekommen. Die beiden Schwestern sind einander sehr unähnlich. Napha die ältere ist ein merkwürdig plummes, dummes, kleines Geschöpf. Ihr Begriffsvermögen ist so schwach, daß sie in den 7 Jahren, die sie in der Schule gewesen ist, nicht über den Zahlenkreis von 1—10 hinausgekommen und selbst darin noch ganz unsicher ist. Verhältnismäßig eben so weit ist sie im Lesen und Schreiben zurück. Aber so arm an Geist dieses Mädchen ist, so

reich ist es an Gemüt, was sich im täglichen Leben oft lieblich offenbart durch ihre Dankbarkeit für jedes, auch das geringste Gute, das ihr zu teil wird, durch ihre neidlose Liebe zu ihrer weit vorgerückteren Schwester. Fatme ist im Aeußern und Innern sehr von ihr verschieden. Neben einer angenehmen Gestalt und Gesichtsbildung besitzt sie einen recht scharfen Verstand und viele Fähigkeiten, hat dabei einen ernstern nachdenkenden Sinn, zeigt aber oft auch großen Eigensinn und Trotz.

Noch möchte ich Ihnen zwei Kinder aus Ramallah vorführen, Nasra und Helue, die Töchter des dortigen protestantischen Lehrers, was man ihnen freilich nicht ansah, wenn sie aus den Ferien so schmutzig und mit zerrissenen Kleidern zurückkamen; etwas besser haben sie es jetzt gelernt, sich rein zu halten. Nasra, ein sehr schlau aussehendes Mädchen, hat sich glücklich bis zur 1. Klasse hindurch gearbeitet; sie lernt ziemlich leicht, vergißt aber eben so schnell wieder und besitzt eine bedeutende Portion Leichtsinns, wie die meisten Kinder dieses Landes. Helue, d. h. die Süße, macht ihrem Namen wenig Ehre, da sie meist recht mürrisch dreinschaut. Sie ist in der 2. Klasse, wenig begabt, doch recht fleißig.

Ein anderes Geschwisterpaar sind Maria und Mirjam aus Bethlehem. Maria ist eins von den wenigen Kindern, deren Benehmen kaum jemals Veranlassung zum Tadel giebt. Sie ist still und giebt sich in der Schule bei geringer Begabung viel Mühe. Ihre Charakterentwicklung macht den Schwestern viel Freude. Ihre kleine Schwester Mirjam ist noch in der dritten Klasse und wird wohl noch eine geraume Zeit darin bleiben, da sie, obwohl ihre hellen, braunen Augen gar frisch und keck in die Welt hineinschauen, doch noch gar keinen Begriff vom Lernen hat.

Maria, eine Armenierin, zeichnet sich sowohl durch ihren Fleiß in Handarbeiten, als durch ihren unverwundlichen Frohsinn aus. Ihr Gesichtchen strahlt immer vor Lust und Fröhlichkeit. Als sie vor ungefähr vier Jahren zu uns kam, sprach sie nur armenisch und mußte sowohl arabisch wie deutsch lernen. In letzterem bringt sie oft die wunderlichsten Sätze heraus, spricht aber tapfer darauf los und stimmt mit ein, wenn sie von andern Kindern ausgelacht wird. In der Schule könnte sie fleißiger sein; auf dem Spielplatz sieht man sie selten ohne eine Handarbeit.

Eines Sonntags im Monat August 188. ereilte unsere Schwestern die Schreckenskunde, türkische Soldaten hätten auf eines der muhammedanischen (aber aus Ueberzeugung Christin gewordenen) Pfleglinge Talitha kumi, Elisabeth und deren Mutter Hanne, die zur arabischen Kirche gegangen waren, vor der Kirche gewartet, um dieselben wegzuführen, ob auf Befehl der Regierung oder des Bruders Elisabeths, wußte man nicht. Zwar kamen für diesmal die Schwestern noch mit dem bloßen Schrecken davon; aber die nächste Folgezeit sollte lehren, daß jenes Gerücht leider kein leeres Gerede gewesen war. Bereits am 2. September mußte die vorstehende Schwester hierher berichten: Heute ist mir das Herz tief betrübt, mir und uns allen; denn vor einer Stunde ist unsere Elisabeth von den Türken geholt (will sagen: geraubt) worden. Das hatte sich aber so zugetragen. Sechs Tage vorher hatte der Pascha den Konsul ersucht, dafür Sorge zu tragen, daß Elisabeth aus Talitha kumi und deren Mutter Hanne aus dem Hospital des Herrn Dr. Sandresky zu ihm aufs Serail (d. i. das Palais des Pascha) gebracht würden, da beide von ihren Verwandten aus Hebron begehrt worden seien. Unserer Vorsteherin aber ließ der Konsul noch besonders sagen, sie möge sich doch ja nicht der Auslieferung Elisabeths widersetzen, wenn sie nicht unsrer Sache und unsrer Anstalt schaden wolle, da der Pascha aufgebracht sei. Schwester Ch. sah dies auch ein, ließ aber sagen, schicken werde sie Elisabeth nicht, wolle man sie haben, so müsse man sie holen. Dies geschah denn auch wirklich, und beide, Elisabeth und deren Mutter Hanne wurden ins Serail vor den Pascha geführt. Dort befanden sich mehrere Verwandte, deren einer behauptete, er sei bereits seit langer Zeit mit Elisabeth verheiratet und habe so und so viel für sie bezahlt. Beides war natürlich eine unverschämte Lüge, die denn doch sofort auch als solche entlarvt wurde. Dagegen verlangte ein anderer Verwandter, Elisabeth zu heiraten und ein dritter die Mutter. Beide aber erklärten entschieden, weder heiraten, noch mit ihren Verwandten nach Hebron gehen zu wollen, und zu ihrem freudigen Erstaunen entschied der Pascha, sie könnten weder zu dem einen, noch zu dem anderen gezwungen werden, könnten auch wohnen, wo sie wollten, nur nicht bei Christen. So zogen denn beide, nachdem sie noch vorher des Paschas Frage, ob denn auch sie bereits Christen seien,

mit einem festen und freudigen „Ja“ beantwortet, vorläufig zu einer in Jerusalem wohnenden älteren Tante. Bald aber fühlten sie sich in deren Hause nicht mehr sicher, da zweimal seitens der Hebroner Verwandten Mordversuche auf Elisabeth gemacht wurden, und entschlossen sich zur Flucht. Gott der Herr ließ ihnen dieselbe freundlich gelingen, und unter dem 23. September wurde uns gemeldet, Hanne und ihre Tochter seien glücklich in Alexandrien angekommen und würden demnächst als Mägde mit den Schwestern ins neue Hospital nach Kairo gehen.

Hatten nun unsere Schwestern in Talitha kumi bei allem Herzeiweh über die gewaltsame Entführung Elisabeths aus dem Benehmen des Paschas gegen die beiden die Hoffnung geschöpft, der Pascha habe überhaupt wieder, wie man zu sagen pflegt, mildere Saiten gegen die Anstalt aufgezoogen, so sollten sie leider nur zu bald eines anderen belehrt werden. Noch im September schrieb die türkische Behörde an die vorstehende Schwester, die Mütter der Talitha-kumi-Kinder vom Delberg und aus Bethanien hätten mittelst schriftlicher Eingabe die Entlassung ihrer Kinder aus dem Waisenhause verlangt. Die Vorsteherin antwortete, diesem Verlangen stehe nichts im Wege, die Eltern seien jederzeit berechtigt, ihre Kinder aus der Anstalt zu nehmen, geschehe dies aber vor der kontraktlich festgesetzten Zeit, so seien die Eltern laut des Kontraktes verpflichtet, für die abgelaufene Zeit 50 Piafter pro Monat zu vergüten. Ferner teilte die Schwester der Regierung mit, die Kinder vom Delberg seien daheim in den Ferien, das eine von Bethanien aber sei zur Strafe dafür, daß sie nach den letzten Ferien mehrere Wochen zu spät zurückgekommen, in der Anstalt zurückgehalten worden. Schwester Ch. wußte übrigens nur zu gut, daß jene Mütter die Wegnahme der Kinder durchaus nicht wünschten. Hatte doch eine derselben der Schwester selbst erzählt, sie habe, als sie vor 10 Monaten den Befehl erhalten, die Kinder aus der Schule zu holen, ihre älteste Tochter Alice, die ebenfalls in Talitha kumi erzogen worden war, zum Mudir geführt und denselben aufgefordert, er solle sich Alice, ihren Mann, ihre Kinder und ihr Haus ansehen, sich von der Ordnung und Reinlichkeit in demselben, wie kein zweites Haus auf dem Delberg sei, überzeugen und darnach selber beurteilen, ob Alice in Talitha kumi etwas Nützliches gelernt habe oder nicht, und sie frage ihn, warum denn nicht auch ihre jüngeren

Töchter eine so gute Erziehung genießen sollten? Der Vorwurf aber, ihre Kinder würden in Talitha kumi mit Gewalt zu Christen gemacht, falle von selbst fort; so etwas sei bei Alice nie versucht worden; im Gegentheil, Alice hätte Christin werden wollen, man habe sie aber damit zurückgewiesen (wie auch völlig wahr war). Wir übergehen das weitere; genug, die Kinder wurden vor den Pascha geführt, tagelang dort behalten, und u. a. von demselben aufgefordert, ihm die Worte nachzusprechen: „Es ist nur ein Gott und Muhammed ist sein Prophet.“ Als sich die Mädchen dessen weigerten, wandte sich der Pascha zu dem dabei stehenden Bruder der Kinder mit den Worten, er (der Bruder) sehe doch nun selber, wie notwendig es gewesen, die Mädchen von den Christen zu entfernen, wären dieselben noch ein Jahr länger dort geblieben, so wären sie auch Christen geworden. Dem Bruder drohte der Pascha an, falls er sich's beikommen lasse, seine Schwestern wieder nach Talitha kumi zu bringen, so müsse er 20 Jahre lang Soldat werden. Der vorstehenden Schwefter aber ließ der Pascha sagen, sie möge nur ihre Entschädigungsforderung für die weggenommenen Kinder bei der Behörde geltend machen. Nun weiß man aber nur zu wohl, was das unter türkischen Verhältnissen zu bedeuten hat, nämlich einen ebenso langwierigen als kostspieligen Prozeß und am Ende doch kein Recht; denn in der Türkei gilt eben leider noch der Grundsatz: „Gewalt geht vor Recht!“

Haben die Kinder Talitha kumi verlassen, so werden sie soweit wie irgend möglich sowohl in Jerusalem wie auch an andern Orten, z. B. Bethlehem oder Jaffa, regelmäßig von den Schwestern besucht, um sie in Verbindung mit dem Hause und seinem Geist zu halten.

Einige Jüglinge, heißt es in einem Bericht, sind mir freilich ganz aus dem Blick entschwunden, z. B. solche, die jenseits des Jordans zu Hause waren, oder später dorthin verzogen sind; nur mitunter höre ich von Reisenden, daß sie erstaunt waren, jenseits des Jordans in el Sabl, dem alten Ramoth in Gilead, oder an andern Punkten, Frauen und Mädchen zu treffen, die deutsch redeten, und auf ihre Frage erwiderten, daß sie aus unserer Schule seien. Vor einigen Wochen besuchte ich vier unserer Jüglinge in Bethlehem. Von diesen waren zwei bereits 14 Jahre verheiratet und ich mußte

staunen, wie gut sie noch deutsch sprachen, besonders die eine, die länger in der Schule war als die andere, aber auch durchaus keine Gelegenheit hatte, sonst deutsch zu reden. Sie leiht sich manchmal ein deutsches Buch, wie sie mir sagte und liest noch sehr gut. Ich werde ihr, wenn sie hierher kommt, einige Bücher geben. Sie hat nämlich die Hoffnung, mir bald einen Besuch machen zu können. Um dies zu bewerkstelligen, will sie ihr zwei Monate altes Kind nach Jerusalem tragen, um es dort taufen zu lassen. In den vierzehn Jahren hat sie uns nur einmal besucht, weil ihre Schwiegereltern es nicht zugaben. Ich mußte warten, bis ihr eben gekneteter Teig gebacken war, um ein halbes Duzend drubs dabun (Kuchensfladen) mitzunehmen. Der Mann einer anderen jungen Frau wollte mich so lange aufhalten bis das ausgeschickte Kind mit dem Kraf zurückkomme, damit ich mich in dem rauen Wetter doch nicht erkälte. Die Frau aber meinte: „Nein, ich mache bereits eine Tasse Thee.“ — Ich kam zu Miriam K. Sie wusch gerade, ließ aber alles stehen und liegen und freute sich außerordentlich über den Besuch. Das Elend dort war groß; die Kinder kamen alle Augenblicke und baten um Brot. Als ich sagte: „Gieb ihnen doch etwas,“ klagte sie mir mit Thränen, daß sie kein Stückchen im Hause habe, und sie den ganzen Tag noch nichts gegessen. Meine Führerin, eins unserer Kinder, brachte ihr nachher gleich Brot und Früchte und beschrieb mir die große Freude der Kinder beim Anblick der Speisen. — Von dort wollte ich zu unserer Fatme, einer Muhammedanerin. Käthe führte mich durch den Tempelplatz, der früher den Christen zu betreten bei Todesstrafe verboten war. Ein Muhammedaner kam uns entgegen und schrie: harram, harram! d. h. Sünde, Sünde! dann wieder ein Knabe. Doch furchtlos gingen wir hinüber in das Seitenhaus, wo ich nach Fatme fragte. Erst sahen mich die Leute mit großen Augen verwundert an, doch als ich fragte, wie es ihnen gehe, wurden sie freundlich. Die Frau zeigte mir ihren schönen Blumen Garten, pflückte mir einen Strauß und erbot sich, ihren Sohn als Führer mitzugeben, damit er uns zu Fatme bringe, welche nach dem Muhammedaner-Viertel verzogen sei. Dies lehnte ich für diesmal ab, weil es schon anfang, zu dunkeln. Ein andermal ging ich zu unserer Rehane, welche auch schon mehrere Jahre verheiratet ist. Sie klagte mir, daß sie vor 8 Tagen ein Töchterchen bekommen und ihr

Mann sei sehr böse darüber und hätte, weil es kein Sohn sei, sie 6 Tage liegen lassen, ohne nur einmal nach ihr zu sehen. Es ist immer eine große Trauer bei den Arabern, wenn ein Mädchen geboren wird. —

Den letzten Donnerstag war ich bei unserer Kalle, welche bei einer wohlhabenden Griechin im Dienst steht. Ihre Freude war groß, als ich plötzlich vor ihr stand, aber meine wohl noch größer, als ich die aufgeschlagene Bibel auf ihrem Schoße und sie eifrig darin lesen fand. Sie bat mich um ein Singbuch, um die Lieder besser wiederholen und singen zu können. Gern möchte ich auch die Eltern und Verwandten unserer Zöglinge, die wir noch im Hause haben, besuchen. Es ist gut, wenn man weiß, wo sie in den Ferien bleiben. Bei einigen war ich schon und fand herzliche Teilnahme. Mein arabisches Testament ist mein steter Begleiter. Finde ich Gelegenheit, daraus vorzulesen, so geschieht es.

Mirjam, eine Koptin, ist schon seit 12 Jahren verheiratet an einen bedeutend älteren Mann, der sehr viel krank ist und daher wenig verdient. Ihre beiden ältesten Kinder sind zwei nette Mädchen von 9—10 Jahren. Auf meine wiederholte Frage, warum sie ihre Kinder nicht zur Schule schicke, bekam ich nach einigen Ausflüchten die offenerzige Antwort: „Ich darf es nicht; unsere Wohnung, in der wir unentgeltlich wohnen, gehört dem lateinischen Kloster; und wenn ich die Kinder zu euch schicke, müssen wir ausziehen, wo sollen wir aber hin?“ Die Kinder besuchen jetzt als Tageschüler die lateinische Mädchenschule, um deren Unterricht es eben nicht zum besten bestellt ist.

Einen wohlthuenden Eindruck empfängt man in dem Hause der beiden Schwestern Serife und Kerime. Sie sind Griechinnen und beide seit einigen Jahren an griechische Handwerker verheiratet. Der Einfluß der Schule macht sich hier unverkennbar geltend. Ihr ganzes Hauswesen wie ihre Kleidung zeichnet sich durch Reinlichkeit und Ordnung aus. Kürzlich starb Kerimens einziges Kind, und auch da zeigte sie sich als Christin, welche weiß, daß Tod und Leben aus Gottes Hand kommt.

Einen kurzen Gang müssen wir nun nochmals durch Bethlehem machen, wo 1894 eine Schwester zu arbeiten begonnen hat, deren Posten aber, wie schon erwähnt, augenblicklich unbesetzt ist.

Nachdem am 6. November 1893 die Kirche der arabischen evangelischen Gemeinde zu Bethlehem feierlich eingeweiht war, begannen auch schon die Beratungen und Verhandlungen über die Anstellung einer Gemeinde-Diakonissin, welche mit und unter dem Pastor Boettcher und in Verbindung mit dessen sonstigen Gehülfen zu dem inneren Aufbau der Gemeinde Handreichung thun könnte. Sie sollte die Kranken in den Häusern besuchen und pflegen, aber diesen Liebesdienst nicht auf die Glieder der Gemeinde beschränken, sondern ihn allen zu teil werden lassen, welche irgend darnach verlangten. Dies erschien um so notwendiger, als ein eigentlicher Arzt in Bethlehem nicht wohnt, und aus den beiden Apotheken im lateinischen Kloster und im lateinischen Hospital nur an Muhammedaner und lateinische d. h. römisch-katholische Christen Arzneien verabreicht werden, nicht aber an protestantische und orthodox-griechische. Namentlich sollte sie der Kinder, der Jungfrauen, Frauen und Witwen der Gemeinde mütterlich sich annehmen, in den häuslichen Sorgen mit Rat und That ihnen zur Seite stehen und die Quelle alles Heiles, das teure Gotteswort, den weiblichen Gliedern der Familie in deren Muttersprache ans Herz legen und wenn gute Freundinnen und Nachbarinnen sich einfanden, auch diese mit Freuden teilnehmen lassen. Die natürliche Brücke zu dieser Arbeit war dadurch gegeben, daß in Bethlehem eine Reihe von früheren Zöglingen unseres Jerusalemer Waisenhauses Talitha kumi verheiratet sind, welche Vertrauen und Liebe zu unsern Schwestern sich bewahrt haben. Würde der Herr zu diesem Plane seinen Segen geben, so sollte eine zweite Schwester, aus dem Volke selbst stammend, die arabischen Kindlein in einer Kleinkinderschule unter der oberen Leitung und Aufsicht der ersten Schwester um sich sammeln und bei den Besuchen in den Familien mit thätig sein.

Schon im Frühjahr wurde unsere Schwester Emilie zur bethlehemitischen Gemeinde-Diakonissin ausersehen. Sie hatte bis dahin eine Reihe von Jahren als Lehrschwester in unserem Erziehungs Hause Talitha kumi in Jerusalem unter den arabischen Mägdelein gearbeitet, die Sprache, die Sitten und Gebräuche des Landes und Volkes kennen gelernt und im Verkehr mit den Eingeborenen mannigfache Erfahrungen gesammelt.

Aus ihren ersten Berichten teilen wir hier einiges mit.

Der Herr hat mir geholfen und hat mir auch schon den Weg zur Arbeit gezeigt. Darüber bin ich froh. Am Nachmittage machte ich in Begleitung von Frau Missionar Müller meine ersten Besuche bei zwei Kindern aus Talitha kumi und drei Familien aus der Gemeinde. Eine alte Frau lag krank auf ihrem Bette. Frau Missionar M. versprach, ihr Chinin zu schicken. Dasselbe scheint das Fieber zurückgehalten zu haben, denn heute, als ich wieder nach ihr sehen wollte, war sie zu ihrem Sohne gegangen. Der Freitag Vormittag war zuerst dem Arabischen gewidmet, dann suchte ich eines unserer Kinder, dessen Wohnung gut zu beschreiben war, auf. K. hatte es recht sauber in ihrer Wohnung, aber der Staub von den Perlmutterarbeiten, die den ganzen Tag darinnen betrieben werden, ist doch für Augen und Lungen recht schädlich. So fand ich denn auch den kleinen Sohn weinend in der Wiege, weil die Augen ihn sehr schmerzten. Die Augenlider waren arg entzündet. Ueberhaupt sind die Augenkrankheiten hier besonders bei Kindern sehr häufig. Im Pfarrhause, oder in einem Hause, wo ich mich öfters sehen lasse, sammeln sich die Mütter mit ihren augenkranken Kindern. Da gilt es denn, die entstellten Gesichter von Eiter und Schmutz zu reinigen, die Entzündungen durch Beizen oder Eintropfen zu bessern. Ganz ernst erkrankte Personen, auch nicht nur Augenranke, werden nach Jerusalem in das Hospital gesandt.

Ich bin froh, daß der Herr mir offene Thüren zeigt. Es findet sich wunderbarerweise auch immer jemand, der mich durch unbekannte Straßen in unbekannte Häuser vor diese offenen Thüren führt. Auf diese Weise, wobei das Wetter mir einen nicht geringen Dienst leistet, lerne ich einen Weg nach dem andern kennen. Bald weiß ich in Bethlehem, dessen Straßen recht eng und winklig sind, allein zurecht zu finden und ohne jegliche Hülfe zu den achtzehn Familien zu kommen, die meiner Pflege anvertraut sind. Möge der Herr, das ist mein tägliches Gebet, mir bald auch offene Herzensthüren zeigen und mich zu meinem Werke mehr und mehr ausrüsten.

Wann wird die Zeit kommen, daß der helle Stern, welcher einst aller Welt das Wunder der Erlösung, so hier geschehen ist, kund that, von neuem Herz und Sinn unsrer Gemeinde und der ganzen Stadt durchleuchte und zu neuem Leben ansache? Denn wie wenig ernstes Ringen nach Wahrheit gerade hier in der Nähe der Krippe

ist, habe ich in der kurzen Zeit meines Hierseins schon erfahren, aber auch manche Freude.

In den drei evangelischen Häusern, die ich neulich besuchte, sah es sauber und nett aus, ebenso in der griechischen und römischen Familie, deren Hausmütter, Talitha kumi-Kinder, uns zum Besuch veranlaßten. Beide freuten sich als wir kamen.

Um K., welche griechisch ist, versammelte sich die ganze Weiblichkeit der großen Verwandtschaft und unterhielt sich gerne mit Frau Missionar M., welche die Familienangelegenheiten auch bis aufs kleinste kannte. Bei V. war es anders. Sie war mit ihrem Manne allein und trauerte um ihr kleines, schon das vierte, Kind, das Gott ihr wieder genommen hatte. Jetzt mochten sich die Eltern wohl fragen: Ist das die Strafe, daß wir beide, evangelisch erzogen, zu den Lateinern übergegangen sind? Antwort auf diese Frage und Trost in ihrer Trauer suchten sie jetzt an der rechten Quelle, im Worte Gottes, das sie fleißig lesen. Gott lasse sie das finden, was allein Heil und Seligkeit schafft.

Ein anderes Haus, das ich fast täglich aufsuche, ist das von Z., auch einem Jüngling unseres Hauses. Als ich diese Frau zum ersten Male auf der Straße sah, schämte ich mich fast ihres Aussehens, so unordentlich und schmutzig war sie und das Kind, welches sie auf ihren Armen hielt. Ich kündete ihr sogleich meinen Besuch auf den folgenden Tag an in der stillen Hoffnung, daß sie inzwischen an sich, ihren Kindern und im Hause würde etwas Ordnung schaffen. Aber nein. — So legte ich denn Tuch und Hut ab, wusch ihre Kinder, die sehr entzündete Augenlider hatten, und kehrte ihre Stube, um ihr zu zeigen, wie schön ein reines Zimmer sei. Zuletzt nahm sie mir den Besen aus der Hand und kehrte selbst. Für den folgenden Tag machte ich ihr zur Pflicht, gleich sich und die Kinder zu waschen und zu kämmen, sowie die Stube zu kehren und eine Fensterbank mit allem möglichen nützlichen und unnützen Kram bis zu meiner Ankunft aufzuräumen. Recht froh war ich, als sie am nächsten Tage, selbst glücklich über ihre That, gewaschen und gekämmt mich begrüßte. Auf der Fensterbank war noch ein Durcheinander, und das Zimmer war auch nicht so sauber, wie ich gewünscht hätte, obgleich nach ihrer Aussage schon einmal gekehrt sei. Zur Entschuldigung sagte sie mir, sie habe keine Zeit zum

Aufräumen gehabt, weil die Kinder, ein Knabe von knapp 2 Jahren, und ein Mädchen, $\frac{1}{2}$ Jahr alt, sehr viel geschrien hätten. Dazu muß ich noch mit freudiger Anerkennung erwähnen, daß sie gerade in diesen Tagen noch ein drittes, erst 21 Tage altes Kind, dessen Mutter gestorben war, unentgeltlich in ihre Pflege genommen hatte. Dann denke man sich einen ziemlich großen Raum mit 3 Thüren und 2, aber zugestellten, Fenstern. Pferde und Esel müssen hindurch, um zu ihrem Stall zu gelangen. Etwa 14 Tauben und 4 Katzen dient er als Heim. In der einen abgetheilten Hälfte dieses Raumes übernachten Fellsachen und lassen dort ihre Säcke mit Weizen, Linsen u. s. w. bis zur Zeit günstigen Verkaufes. Hier wohnt die Frau mit drei Kindern und ihrem Manne, der bei Tag wenig daheim ist, sich mit mancherlei Geschäften abgiebt, und deshalb oft auch so mancherlei Dinge zum Aufbewahren mit heimfindet. Wahrlich, das muß eine Musterfrau in Ordnung und Reinlichkeit sein, die solch ein Zimmer in stand halten kann! So bin ich schon ganz froh, wenn J. in dem eigenen, der Kinder und des Zimmers Aussehen den guten Willen nicht verleugnet. Seitdem ich sie besuche, hat sie den stets gezeigt. Gebe Gott, daß täglich die Freude an Ordnung, und die Lust, solche zu schaffen, zunehme und damit auch das Wachsen der Reinheit im Herzen gleichen Schritt halte. —



V.

Frucht der Arbeit.

Welche Frucht hat nun die Arbeit eines halben Jahrhunderts getragen?

Es ist nicht ganz leicht, diese Frage zu beantworten. In jeder Reichsgottes-Arbeit und darum auch in der Diakonissen-Arbeit gilt die Mahnung des Jakobus: So seid nun geduldig. Siehe ein Ackermann wartet auf die köstliche Frucht der Erde und ist geduldig darüber, bis sie empfangen den Frühregen und Spätregen. Doppelt aber gilt sie auf einem so steinigten und dornigen Felde, wie es in geistlicher Hinsicht das heilige Land ist. Die Einzelbilder aus der Arbeit, wie wir sie im vorigen Abschnitte zu zeichnen versuchten, haben schon etwas von der Frucht der Arbeit, haben aber auch deutlich gezeigt, wie das Diakonissen-Werk in Jerusalem recht eigentlich eine Saat auf Hoffnung ist. Das dürfen unsere Schwestern ja mit Dank gegen Gott vielfältig sehen, daß ihre Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn, daß durch die beredteste aller Predigten, die Thatpredigt der barmherzigen, dienenden Liebe an Kranken und Kindern, vieler Herzen der Liebe des Heilandes erschlossen werden. Eine in Menschaugen vielleicht unscheinbare, aber vor Gott köstliche Frucht der Arbeit ist es, was die greise Schwester Charlotte in einem ihrer letzten Briefe berichtet: Eine Proselyten-Frau, eins der ersten Kinder, die wir aufnahmen, jetzt schon vielfach Großmutter, besucht regelmäßig unsern deutschen Gottesdienst, obwohl sie weit von der Stadt wohnt. Jedemal freut sie sich, mich auf dem Heimwege bis zum Saffathore zu begleiten. Diese treue Anhänglichkeit nach 40 Jahren ist mir oft rührend. Kürzlich noch sagte sie mir auf dem Wege, wie dankbar und froh sie sei, in unserem Hause arbeiten und beten gelernt

zu haben. Eine köstliche Frucht nicht minder ist es, was aus dem Hospital geschrieben wird: Eine junge Türkin wurde uns mit Kniegelenkentzündung gebracht und litt viele Schmerzen. Wenn im Anzuge auf ihrem Saale Andacht gehalten wurde, deckte sie ihr Bettuch über das Gesicht, als wollte sie gar nichts hören, und wir dachten, sie sei dem Worte Gottes unzugänglich. Aber eines Tages bekante sie frei und offen, sie könne ohne Gottes Wort nicht mehr leben, und sie liebe den Herrn Jesus über alles in der Welt. Seit der Zeit hörte man sie oft rufen: O Herr Jesu, habe Erbarmen mit mir und reinige mich von aller Missethat. Wir wollen nur diese beiden Fälle erzählen, wir wollen keine zahlenmäßige Berechnung versuchen, wie viele von den der Pflege unserer Schwestern anvertrauten Seelen für den Heiland gewonnen sind. Aber das ist gewiß: nicht mit unklarer Ahnung, sondern mit bestimmter, immer wieder ausgesprochenen Erkenntnis vernehmen es nicht wenige Bewohner des Morgenlandes, daß die Liebe Christi es ist, die im Diakonissen-Werke ihnen entgegentritt. Manche eingeborene Christen bekennen es ungeschweht, daß der erstorbene und versteinerte Glaube ihrer Kirchen solche Früchte nicht hervorbringen kann und auch Moslems stimmen ein: Ihr Protestanten seid besser wie wir, denn ihr übt Barmherzigkeit. Meistens freilich bleibt es bei solchen Worten, wenigstens soweit unsere kurzichtigen Augen es erkennen können. Aber »zu einem Zeugnis über sie!« wird die christliche Liebe an ihnen geübt. Es ist schon etwas Großes, daß solches Zeugnis, wenn auch nicht angenommen, doch vernommen wird. Und viele der Pfleglinge kommen weiter, das geht auch aus dem oben Erzählten hervor; sie lassen sich von den Jüngerinnen zu dem Meister hinführen, und werden von ganzem Herzen und mit vollem Bewußtsein sein eigen. Das ist die eine liebliche Frucht der Diakonissen-Arbeit im heiligen Lande, daß den Elenden mit der That das gnädige Jahr des Herrn gepredigt, und daß diese Predigt gehört wird. Aber die andere Frucht ist nicht minder lieblich: »den Gefangenen eine Erledigung, den Gebundenen eine Deffnung.«

Es ist schon im Vorhergehenden darauf hingewiesen, in welcher harter, unwürdiger Sklaverei das weibliche Geschlecht, wie fast im ganzen türkischen Orient, so auch in Jerusalem gefangen liegt. Daß das Mädchen ein Recht auf eine, wenn auch noch so geringe Bildung,

vor allem auf Unterweisung in ihrem Glauben hat, daß ihr Wunsch bei der nur allzufrühen Wahl eines Gatten, oder auch nur ihre ausgesprochene Abneigung gegen den ihr aufgedrängten Mann, irgend welche Berücksichtigung verdienen, daß ist dem Orientalen, dem Muhammedaner wie dem sogenannten Christen, ein fremder Gedanke. Aufzuwachsen wie eine Blume des Feldes, verhandelt zu werden wie eine Ware, bei dem geringfügigsten Anlaß ausgetrieben zu werden wie eine Magd, das ist das Los der Morgenländerin. Ein früherer Jüngling begegnet nach Jahren einer Diakonissin. Diese freut sich zu sehen, daß doch noch einige Spuren christlicher Erkenntnis unverwischt geblieben sind, aber von ihrem Schicksal erzählt das junge Weib: Mein Mann hat mich verstoßen, weil eines Tages das Brot, das ich für 7 Tage hatte backen sollen, schon am sechsten Tage aufgezehrt war. Da hat er mich von Haus und Kindern weggetrieben. Nun bin ich eine Witwe.

Auf einem Spaziergange, so erzählt dieselbe Diakonissin, gesellten sich drei Frauen zu mir. Das Gespräch kam auf die Witwe unseres Nachbarn, der, noch sehr jung, eben begraben war. Sie bedauerten die Arme, daß sie nun bald von ihren Schwägern fortgeschickt werde um wieder zu heiraten, und daß man nicht daran denken werde, ihres Mannes letzte Bitte, sie im Hause zu lassen, zu erfüllen. — Bist du auch eine Witwe? fragte ich die Älteste. Ja, hieß es. Und wie viele Männer hast du gehabt? Drei. Der erste schickte mich fort, weil ich keinen Sohn hatte, ebenso der zweite und der dritte, und außerdem hatten sie noch allerlei an mir auszusehen, nur nichts, was meinen guten Ruf anbelangt. Die zweite dieser Frauen sagte: Ich wurde von zwei Männern weggeschickt; und die dritte, noch ziemlich jung, sagte: Ich bin eine rechte Witwe, werde mich aber hüten, wieder zu heiraten. Ist das nicht recht? — Die Entrüstung, mit der die Frauen das alles erzählten, zeigte deutlich, daß sie durchaus nicht meinen, für ein solches Los nur gut genug zu sein, wenn der äußere Schein auch oft dafür sprechen möchte. Wie bedauernswürdig kamen sie mir vor, als wir schieden, und sie, das Gesicht bis auf die Augen verschleiern, ihren Weinbergen zuwanderten. In ihrer Religion haben sie ja keinen Trost.

Von solchem Gebundensein zu erledigen, das ist die Aufgabe, in der auch unser Talitha kumi nicht ohne Erfolg gearbeitet hat.



Tausende von Mädchen haben dort im Laufe der Jahre von dem Sohne Gottes gehört, der allein recht frei macht. Kraft der christlichen Bildung, die sie früher bei unsern Diakonissen erhalten, erkämpfen die verheirateten Jünglinge sich und ihren Schwestern allmählich eine bessere, würdigere Stellung in ihren Familien und sind zu Hausfrauen und Witwen herangereift, welche ihren Männern und Kindern annähernd oder wirklich das sind, was nach unseren Anschauungen eine Frau und Mutter zu sein berufen ist. Andere frühere Jünglinge von Talitha kumi verdienen sich ihr tägliches Brot dadurch, daß sie in europäischen Familien des Orients als gern gesehene Mägde dienen, während es bei Beginn unseres Werkes keinem arabischen Mädchen einfallen wäre, in einem fremden Hause als treue Magd zu arbeiten, weil dies nach der Landesitte für Schande galt. Als eine Frucht der Diakonissen-Arbeit dürfen wir es bezeichnen, daß das Dienen des weiblichen Geschlechtes im weitesten Sinne des Wortes wieder anfängt zu Ehren zu kommen.

Aber auch noch auf andere Weise wird von den in Talitha kumi erzogenen Kindern der dort empfangene Samen weiter verbreitet. Eine stattliche Anzahl unterweisen als Lehrerinnen die Jugend ihres Volkes, und gerade diese Frucht beginnt, wie wir am Schluß des dritten Abschnittes berichtet haben, jetzt in besonders erfreulicher Weise zu reifen. Schon Bischof Gobat schrieb 1870: „Alle, die hier Hand ans Werk legten, haben gefunden, daß man mit der Erziehung der Jugend anfangen muß, und zwar mit biblischem Unterricht, im Gegensatz gegen die Irrtümer und bösen Leidenschaften und schlechten Gewohnheiten dieses verkehrten Geschlechtes. In dieser Beziehung ist der Erfolg größer als unsere Erwartungen waren. Denn jetzt haben wir 33 protestantische Schulen in Palästina, in welchen neben den gewöhnlichen Elementarfächern sorgfältig in dem Worte Gottes unterrichtet wird, was uns berechtigt, gute Früchte für das heranwachsende Geschlecht zu erwarten.“ Seit der Zeit ist die Zahl der Schulen noch erheblich gewachsen. Und an dieser gesamten erfreulichen Entwicklung des evangelischen Schulwesens in Palästina hat das von Vater Gledner ins Leben gerufene Diakonissen-Werk seinen guten Anteil.

Vom Jahre 1851—1886 waren aus den Jünglingen von Talitha kumi und aus unsern anderen morgenländischen Erziehungshäusern

12 in die Reihe unserer Probe-Schwestern und Diakonissen getreten. Ihnen sind bis zum Ende des Jahres 1900 weitere 14 gefolgt.

Wahrlich eine köstliche Frucht, ein verheißungsvoller Anfang der Erfüllung von Gledners Gebetswunsch, daß auf dem Berge Zion in dem Diakonissen-Hause eine Pflanzschule christlicher Lehrerinnen und Pflegerinnen erblühen möge.

Freilich die Früchte reifen langsam. Die Ernte beginnt erst. Noch steht das Werk der echten und ganzen Befreiung des weiblichen Geschlechtes in seinen Anfängen. Andere Kräfte als die, welche unsrer verhältnismäßig kleinen Schwesternschar zu Gebote stehen, gehören dazu, um diesen Bann zu brechen. Aber vergeblich haben wir nicht gearbeitet.

Dr. Dalton, der genaue Kenner des Orients und warme Freund der Diakonissen-Sache, bezeugt: „Die Kaiserswerther Diakonissen erfüllten im Orient eine Mission von tiefeingreifender hoher Bedeutung, der evangelischen Kirche zu reichem Segen, dem deutschen Vaterlande zum nachhaltigen Ruhm. Ich stehe nicht an, die Arbeit dieser unserer Schwestern zu den bedeutendsten Leistungen der deutsch-evangelischen Kirche zu rechnen. Sie geschieht so geräuschlos ohne viel Aufhebens, daß man sie daheim fast in stiller aufopferungsvoller Liebeshätigkeit, daß man sie daheim fast übersehen, aber die Segensspuren solcher selbstlosen treuen Arbeit dringen tief ein in die verschlossene geheimnisvolle Welt des Ostens. Dort stehen sie an der Schwelle des Muhammedanismus, die Predigt des Kreuzes im Herzen, um eifrig, im stillen Wandel vor Gott, mit sanftem und stillem Geiste, unter den Völkern des Halbmondes zu zeugen in der köstlichen Weise, wie sie dem Weibe geziemt.“

Dieses Zeugnis wird bestätigt durch das eines evangelischen Geistlichen aus Jerusalem in den letzten Jahren: „Wenn die Mehrheit der Muhammedaner in Palästina heute dem Christentum längst nicht so mehr so feindlich gegenübersteht, als noch vor 40 Jahren, so haben die Diakonissen wohl am meisten zu solcher Veränderung beigetragen.“

Die Evangelisationsarbeit im heiligen Lande hat ihren Mittelpunkt gefunden in der herrlich aufblühenden deutsch-evangelischen Gemeinde zu Jerusalem. Da darf an dieser Stelle an den Anteil erinnert werden, den der Diakonissen-Vater an der Gründung dieser Gemeinde und der Berufung des ersten deutsch-evangelischen Pfarrers hat. Wie

allezeit unsere Schwestern in dieser Gemeinde festen Halt gehabt, so haben sie auch ihrerseits der Gemeinde zum Nutzen sein dürfen.

Paulus sagt von Phoebe, der ersten Diakonissin der alten Kirche: „Sie hat vielen Beistand gethan.“ Von der Diakonissen-Arbeit im heiligen Land während eines halben Jahrhunderts dürfen wir als ihre gottgewirkte Frucht rühmen: Sie hat der Verkündigung des Evangeliums von der Gnade Gottes in Christo Jesu Beistand gethan!

Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gieb Ehre, um deine Gnade und Wahrheit.

Der Herr denkt an uns und segnet uns.

Wir loben den Herrn von nun an bis in Ewigkeit.
Halleluja.



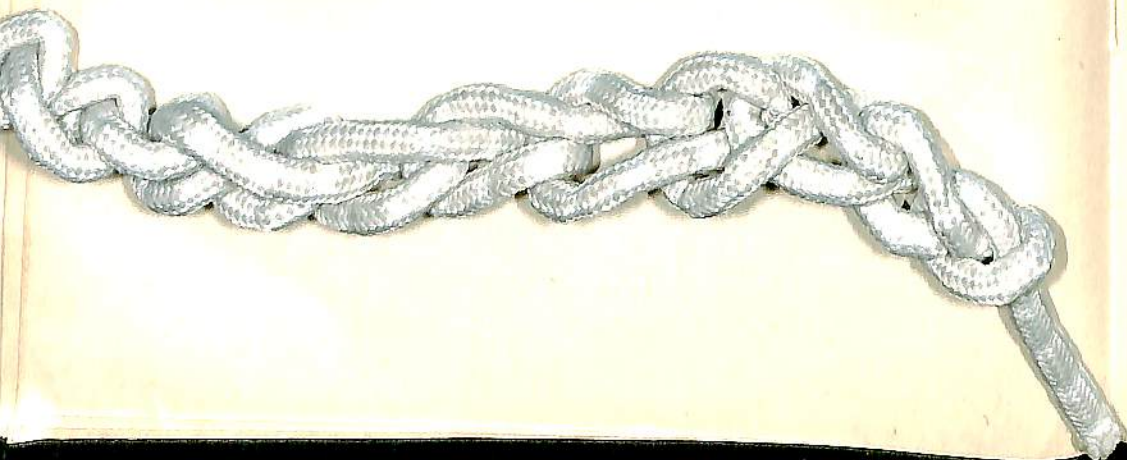
VI.

Die Hohenzollern und die Diakonissen-Arbeit im heiligen Lande.

Von Anfang an haben sich die Diakonissen-Anstalten in Jerusalem in reichstem Maße der Huld des Hohenzollernhauses erfreuen dürfen; ja sie haben recht eigentlich die Wahrheit der an Zion ergangenen Verheißung erfahren: „Könige sollen deine Pfleger und Fürstinnen deine Säugammen sein.“

Wie der Name des Diakonissen-Freundes auf dem Throne, Friedrich Wilhelm IV., unauf löslich mit der Geschichte der Diakonissen-Arbeit im heiligen Lande verbunden ist, wie er das Werk hat gründen und bauen, erhalten und fördern helfen, haben die beiden ersten Abschnitte dargethan. Bis in die dunkeln Tage seiner letzten Krankheit hinein hat er in treuer Sorge „mitten unter den eigenen Schmerzen doch Zions nicht vergessen,“ wie Gliedner in einem Dank-brief schreibt, und noch im Dezember 1859 mit der Königin Elisabeth eine Gabe von 1000 Thalern gesandt.

Auch unser unvergeßlicher Heldenkaiser Wilhelm I. trug unser Werk auf landesväterlichem Herzen. Schon als Prinzregent ermöglichte er den Hospitalneubau, indem er für diesen Zweck dreitausend Thaler bewilligte, und während seiner langen Regierung hat er den Jerusalemer Schwestern mehr als einmal durch die That sein Wohlwollen bezeugt. Die Entwicklung der evangelischen Gemeinde in Jerusalem überhaupt und besonders der deutsch-evangelischen Gemeinde begleitete er immer mit lebendiger und thätiger Teilnahme. Unter dem Drucke und der Sorgenlast des Krieges mit Frankreich suchte und fand er Zeit, um die Mittel für eine deutsch-evangelische Kapelle



auf dem 1869 der Krone Preußen geschenkten Muristan zu beschaffen. Auf ein bei Einweihung dieser Kapelle am 22. März 1871 an ihn gerichtetes Huldigungstelegramm antwortete er: „Mit meinem Danke für die Anzeige von der Einweihung der evangelischen Kapelle in Jerusalem spreche ich zugleich meine Freude aus, daß endlich der Wunsch erreicht ist, wenigstens vorläufig einen würdigen Versammlungsort der evangelischen Glaubensgenossen zu schaffen. Möge wahre Frömmigkeit dort gedeihen, die einst jene Stätte sich erwarb, und mögen Dankgebete zum Himmel steigen, daß dieselbe in unsern Besitz zurückgekehrt ist.“

Wilhelm.“

Noch im August desselben Jahres ordnete er die Ausarbeitung von Plänen zum Bau eines würdigen deutsch-evangelischen Gotteshauses an, deren Ausführung seinem kaiserlichen Enkel vorbehalten blieb. In den letzten Jahren seiner Regierung wurde 1886 die Aufhebung des preussisch-englischen Bistums vollzogen und eine Neuordnung des damit selbstständig gewordenen deutsch-evangelischen Kirchenwesens eingeleitet.

Wilhelm I. hat das irdische Jerusalem selbst nie betreten. Wohl aber besuchte „unser Kronprinz“, Friedrich Wilhelm, der nachmalige Kaiser Friedrich III., im Jahre 1869 die heilige Stadt. Auch unsere Anstalten erhielten seinen Besuch. Schon bei seinem Einzug in die Stadt am 4. November hatten sich die Schwestern mit den Zöglingen von Talitha kumi vor dem Hause an dem Wege aufgestellt und wurden freundlich von ihm begrüßt. Am 6. November besuchte er das Hospital. Der Kronprinz, schrieb damals eine Schwester ans Mutterhaus, reichte jeder Schwester die Hand und entschuldigte sich, daß er uns hätte warten lassen. Dann ging er durchs ganze Haus, in jedes Zimmer, und erkundigte sich bei vielen Patienten nach ihrer Krankheit und Heimat. Auch fragte er nach der Heimat der Schwestern. Auf der Frauenstation schenkte er einem kleinen schwarzen Mädchen von drei Jahren ganz besondere Aufmerksamkeit. Er ließ sich vor dem Bettchen auf ein Knie nieder, schaute ihr in die matten Augen, spielte mit der Kleinen, streichelte und herzte sie. Leise stammelte das erfreute Kind in seiner arabischen Muttersprache dem hohen Herrn mehrmals ein kurzes Wort entgegen. Was will sie nur? fragte der Kronprinz. Königliche Hoheit, die Kleine sagt: Ich liebe dich! Der Aufenthalt auf der Terrasse unseres Hauses dauerte

länger, besonders da man von dort den Johannerplatz übersehen kann, der ja jetzt für die deutsch-evangelische Gemeinde von großer Wichtigkeit werden wird. Beim Abschied versprach er uns sein und der Kronprinzessin Bild, bestellte uns Grüße vom König, der Königin und der Königin Witve und sagte: „Hier im irdischen Jerusalem werden wir uns nicht wiedersehen, aber doch, wenn Gott Gnade giebt, im himmlischen.“

Seinen Besuch in Talitha kumi sagte er auf Sonntag Nachmittag an. Am Sonntag Morgen hatte er in der Sakristei der Christuskirche allein das heilige Abendmahl gefeiert, nachmittags gegen drei kam er zu uns. Wir hatten einen kleinen Ehrenbogen gegen drei kam er zu uns. Wir hatten einen kleinen Ehrenbogen mit der Inschrift: „Willkommen“ gebaut. Wir standen mit den Kindern bereit und sangen ihm ein Lied, dessen Text, von einer Schwester gedichtet, von einem Pflegling abgeschrieben, ihm überreicht wurde. Er durchwanderte das Haus von unten bis oben, und musterte alles mit großer Genauigkeit und Sachkenntnis. Zuletzt stieg er noch mit mir auf die äußerste Warte auf der Terrasse.

Sinnend sah er über die heilige Stadt, dann sagte er: „Welch ein schöner Tag heute. Ich wollte doch so gern in Jerusalem das heilige Abendmahl feiern. Und wie schön war die Uebergabe des Muristan. Auf diesem Platz soll einst die deutsch-evangelische Kirche stehen. Mein Sohn soll zur Einweihung kommen, oder in die schon eingerichtete Kirche.“ Er legte die Hand aufs Herz und sagte: „Und nun ziehe ich mit großem Frieden im Herzen von hier.“

Erst dreißig Jahre später sollte jenes Wort in Erfüllung gehen, als unseres regierenden Kaisers Majestät mit unserer teuren Kaiserin durch die Thore der Davidsstadt zur Einweihung der Erlöserkirche zog. Am Reformationsfeste fand die hehre Feier statt, die noch in unser aller Erinnerung lebt. In der Einweihungsurkunde sagte der Kaiser: „Die Kirche soll den Namen »Erlöserkirche« führen, damit kund werde, daß ich und alle die mit mir in dem Werke der Reformation ein Gnadenwerk Gottes erkennen und dankbar daran festhalten, zu Jesu Christo, dem Gekreuzigten und wahrhaft Auf-erstandenen als zu unserem einigen Erlöser aufschauen und allein durch den Glauben an ihn gerecht und selig zu werden hoffen.“

Alle die Jerusalem-Anstalten, die dem Dienste unsers Erlösers geweiht sind, und deren Arbeit ein Opfer des Dankes für die uns

durch ihn gewordene Erlösung sein soll, wurden von den Majestäten während ihres Aufenthaltes besucht.

Wir lassen über die Besuche in unserem Krankenhaus und in Talitha kumi wiederum die Schwestern selbst berichten.

Schwester Charlotte schrieb am 3. November 1898:

Vorgestern Abend spät um 10 Uhr ist der Konsul ins Hospital gekommen und hat den Besuch Ihrer Majestät der Kaiserin auf 12 Uhr folgenden Tages angemeldet. Ich sollte ins Hospital kommen, da die Kaiserin nicht nach Talitha kumi kommen werde; es würde ihr zu viel. Wir waren über diese Kunde ganz betrübt, da wir so fest auf den lieben Besuch gerechnet hatten. Ich hatte mich früh fertig gemacht und war hinüber gegangen. Da kommt man, ruft mich und sagt, es seien Fremde da. Als ich in die Wohnstube komme, sagte Herr Geheimrat Colsman (damals Schatzmeister, jetzt Vorsitzender des Rheinisch-Westfälischen Diakonissenvereins): „Ihre Majestät!“ Die teure Kaiserin lachte freundlich ob dieser Ueberraschung, und wir waren übergelüchelt ob derselben. Ich sagte dann Ihrer Majestät, wie betrübt wir gewesen, zu hören, Talitha kumi werde die Kaiserin wohl nicht besuchen. Ganz erstaunt fragte Ihre Majestät: „Wer sagt das? Es ist mir nie in den Sinn gekommen, Talitha kumi nicht besuchen zu wollen; dieser Besuch war ganz außer Frage.“ Eingehend besah die hohe Frau alles, befahl auch, die Kinder sollten nur bleiben, wie sie wären und nicht erst umgekleidet werden. Die silbernen Broschen, welche Herr Baron von Mirbach bei der Einweihung der Erlöserkirche den drei ältesten Schwestern, Petronella, Dorothee und mir, als Erinnerung von Ihrer Majestät der Kaiserin eingehändigt, hatten wir glücklicherweise auch angesteckt. Ziemlich lange dauerte der Besuch; die Kinder sangen wiederholt, was Ihre Majestät recht freute. Sie sprach mit jeder einzelnen Schwester sehr freundlich, gab sogar vielen Kindern die Hand. Bis auf unsere Warte ging sie. Dort hat man einen schönen Blick auf Jerusalem, die Berge Zion, das Moabgebirge. Hier erzählte ich ihr von dem Besuch Kaiser Friedrich III. als Kronprinz 1869. Beim Weggehen stand unser Diener Nicola auf dem Hofe und küßte Ihrer Majestät die Hand, während ich zur Gräfin Keller sagte: „Der arme Mensch hat gestern seinen Bruder in Bethlehem begraben.“ Dies gab die Hofdame der Kaiserin weiter und

Ihre Majestät ging wieder einige Schritte zurück, um Nicola tröstende Worte zu sagen. Ich fuhr dann mit ins Hospital.

Nachmittags 2 Uhr kommt ganz plötzlich die Botschaft: „Um 4 Uhr kommt Seine Majestät der Kaiser nach Talitha kumi.“ Zu unserm freudigen Erstaunen kommt nicht nur der Kaiser sondern auch die Kaiserin nochmals. Gleich beim Empfang sagte er: „Schwester Charlotte, wer hat Ihr Haus gebaut?“ „Ich mußte erst kollektieren.“ Da antwortete Seine Majestät: „Dann verstehen sie aber dieses Geschäft.“ Ich sagte: „Es ist kein angenehmes,“ worauf er meinte: „Am besten kann es Bodelschwingh.“ Dann erzählte er den ostpreussischen Schwestern von der Heimat: „In Rominten bauen wir jetzt ein Versorgungshaus für alte Leuten.“ Er sagte auch: „Die Schwestern müssen treu und innig sein in ihrer Missionsarbeit; sie sind die Missionspioniere hier im Lande.“ Fast 1¼ Stunde waren die Majestäten im Hause. Der Kaiser war außerordentlich leutselig und gemüthlich. Wenn ich mich nicht setzen wollte, dann befahl er es und rückte mir selbst einen Stuhl herbei. Eingehend erkundigte er sich besonders, was aus den entlassenen Kindern werde. „Kommt die natürliche Wildheit auch oft zum Ausbruch?“ was wir zum Kummer unsrer Kinder bejahten.

Die Kaiserin wollte auch den Kaiser auf die Warte führen, er aber meinte: er habe ja durch sie davon gehört, und ich solle nicht die Treppen steigen. — Kleines Backwerk ließ Seine Majestät sich munden, bemerkte: „Das schmeckt gut,“ und griff nach einem zweiten Kringel, fragend, ob es im Hause gebacken sei. Als er von Schwester A. hörte, ich habe es gebacken, sagte er: „So, das sind also Charlotten-Kringel, die sind so, wie mein Großvater sie aß.“ Sein Bild will er uns schicken und noch viele sonstige Sachen für die Schule. Mir schenkte Seine Majestät noch eine Erinnerung, wie er sagte: eine kleine Bronzeplatte, wie sie alle die vielen fremden Geistlichen erhielten. Auf der einen Seite ist des Kaisers Bild und auf der anderen die Erlöserkirche.

Unsere Perlmuschel, worin eine schöne Krone, unsere Diakonissen-Taube und ein Blumenkranz eingeschnitten ist und die in einem sehr schönen Olivenholzkasten mit Füßen ruhte, gefiel Ihrer Majestät der Kaiserin und allen, die sie sahen, sehr gut. Auf den Deckel des Kastens war sehr fein und schön Talitha kumi eingeschnitten.

Die Vorsteherin unseres Jerusalemer Hospitales berichtet über die Kaisertage:

„Am Sonntag, den 30. Oktober, wurden Schwester Charlotte und ich in Bethlehem der Kaiserin vorgestellt, samt allen Vertretern der evangelischen Anstalten hier. Herr Geheimrat Colzman (der Vertreter unsers Mutterhauses) war auch zugegen. Die Kaiserin sprach mit allen recht herzliche Worte, besonders mit den Gemeindegliedern von Bethlehem und Betdjala.

Eine ganze Woche lang ist unser teurer Kaiser und unsre liebe Kaiserin jeden Tag zweimal, oft auch viermal an unsern Thoren vorbeigefahren und jedesmal sandten sie uns einen freundlich lächelnden Gruß herauf. Dienstag Abend meldete Herr Konsul Ihre Majestät die Kaiserin auf Mittwoch Mittag 12 Uhr an. Als wir am andern Morgen im Hause fertig waren, befestigten wir noch die Guirlande, welche tags zuvor extra zum Empfang der Kaiserin geflochten war. Eben war das geschehen, da hieß es: Die Kaiserin kommt. Sie kam statt um 12 schon vor 11 Uhr. Die Kaiserin war außerordentlich gnädig. Die hohe Frau gab uns allen die Hand und fragte jede Schwester nach ihrer Heimat. Sie wünschte nun gleich das Haus zu sehen. Freiherr von Mirbach sagte zu uns: „Schwestern, kommen Sie nur alle mit.“ Erst ging es auf die Männerstation. Die Kaiserin trat an jedes Bett und grüßte die Kranken und ließ sich von ihnen berichten. Auf der Frauenstation verweilte sie ziemlich lange. Wir hatten oben ein sehr niedliches arabisches Baby von 8 Wochen. Die Kaiserin ließ es sich aus der Wiege geben und trug es auf ihren Armen im Zimmer herum. Das kleine Wesen lächelte die hohe Frau lieblich mit seinen schwarzen Augen an und die Kaiserin sagte: „Das Kind fühlt, daß ich schon viele Kinder getragen habe, darum ist es so zufrieden.“ Schwester Hanne, welche den Dolmetscher spielte, mußte das der Mutter des Kindes sagen, die hochbeglückt ist. Sie ist eine Protestantin aus Ramallah. Von den Krankenstationen gingen die Herrschaften in die Küche. Majestät sagte: „Das sieht ja hier ganz nett aus,“ und fragte Schwester Helene, was sie gekocht habe für die Kranken. Schwester Helene sagte: „Reis und Tomatengemüse, Majestät.“ Und zwei Schwestern deckten die beiden Töpfe auf. Wir schöpften etwas Reis und Gemüse aus und Schwester Helene

überreichte der hohen Frau einen Teller. Die Kaiserin setzte sich mitten in der Küche auf einen hölzernen Stuhl und versuchte das Essen. Sie sagte: „Schade, daß der Kaiser nicht hier ist, er ißt so gerne Reis und Tomaten.“ Als sie das untere Reich gesehen, gingen die lieben Gäste noch ins Fremdenzimmer und nahmen eine kleine Erfrischung zu sich. Die Kaiserin und die andern Gäste haben sich zu unsrer Freude ins Fremdenbuch eingeschrieben.

Unsere Operationsstube schien Ihrer Majestät zu einfach. Am Nachmittag schickte sie ihren Leibarzt mit der Weisung, sich alles anzusehen und unsre Wünsche entgegen zu nehmen. Glücklicherweise war Herr Doktor im Hause, und wir konnten zusammen überlegen, was wir an Instrumenten brauchen. Vor allem will sie uns einen Operationstisch schicken und Behälter für Verbandstoffe. Als der Generalarzt sehr freundlich nach weiteren Wünschen fragte, bat ich um einen Beitrag für die Wasserleitung, weil mir die am meisten am Herzen liegt. Er sagte mir gestern, die Kaiserin habe alles genehmigt. Der Kaiser hat uns zwei Bilder geschickt, ein großes, das er selbst entworfen: der deutsche Michel, und ein anderes, Kaiser Wilhelm von verschiedenen Gruppen umgeben, beide mit der eigenhändigen Unterschrift: „Dem Hospital und Wohnhaus der Diakonissen“ und seinem Namen. — Gott wolle das hohe Paar schützen und segnen.

Freitag war nun der Tag, an dem die höchsten und hohen Herrschaften alle Abschied nahmen. Wir hätten so gerne die Majestäten noch länger hier gehabt, das Herz war uns so schwer, als das Kaiserpaar zum letzten Male an unserm Hause vorüberzog. Noch einmal versammelten wir Schwestern uns auf dem Balkon, die hohen Gäste grüßten und winkten uns zum letzten Male noch sehr, sehr freundlich zu.“

Daß der Kaiser und die Kaiserin ihren Besuch in den Anstalten nicht vergessen, bewies den Jerusalemer Schwestern ein Telegramm, das ihnen bei der Feier am Kaisersgeburtstag 1899 mitgeteilt wurde und die Bewilligung der Einrichtung für den Operationsaal und der Kosten der Einführung der Wasserleitung in diesen Saal meldete. Am ersten Ostertag 1899 wurde den Schwestern in Talitha kumi die freudige Nachricht zu teil, daß Ihre Majestäten die Mittel zum Bau eines Saales in Talitha kumi gewährt hatten.

Dieser Kaisersaal ist nun errichtet, ein äußeres Erinnerungszeichen an den unvergeßlichen Kaiser-Besuch bei den Diakonissen in Jerusalem. Während diese Zeilen gedruckt wurden, hat der Kaiser unseren Jerusalem-Anstalten einen neuen Beweis seiner landesväterlichen Huld gegeben, indem er am Jubiläumstage, dem 4. Mai, für die Jerusalem-Jubiläum-Stiftung einen Beitrag von 10 000 Mark spendete, nachdem schon vorher die Kaiserin uns mit einer Gabe bedacht hatte.

Gott segne unser geliebtes Kaiserpaar auch für das, was sie an der Diakonissen-Arbeit in Jerusalem gethan haben. Uns aber mache er je länger je treuer in dem uns daselbst anvertrauten Werk. Dann werden wir uns recht dankbar für die unserem Werke widerfahrene Gnade und Ehre zeigen können ganz im Sinne des Kaiserwortes, in Bethlehem gesprochen: „Wir müssen vor allem durch das Beispiel wirken und zeigen, daß das Evangelium der Liebe andere Früchte trägt, als man sie oft in diesem Lande sieht.“



Ausblick.

Die Zukunft wurzelt in der Vergangenheit. Die Kräfte, die einem Werke das Leben gaben, sichern allein ihm Bestehen und Gedeihen. Vater Gliedner hat das Diakonissen-Werk zu Zion auf festem Grund gebaut. So lange der Glaube an die Versöhnung durch Jesum Christum, die aus diesem Glauben entspringende dankbare thätige Liebe und die Hoffnung, daß Gott auch die Totengebeine wieder lebendig machen kann, der Mutterboden der Jerusalemer Diakonissen-Arbeit bleiben, so lange wird diese selbst bleiben und sich gesegnet entfalten.

Gliedner hat einmal gesagt, in der Stadt, da der Heiland der Welt Knechtsgestalt getragen habe, werde auch die Diakonissen-Arbeit, die Ihm dienen wolle, allezeit in Knechtsgestalt bleiben müssen. Zweifelsohne. Wie aber der treue Gott in dem halben Jahrhundert, das nun hinter uns liegt, gerade aus der Knechtsgestalt der Arbeit seiner schwachen Mägde helle Strahlen seiner Herrlichkeit hat leuchten lassen, so wird Er, das ist unsere Hoffnung für die Zeit, die vor uns liegt, es auch weiter thun.

Wie das Werk im Einzelnen sich gestalten und entfalten wird, das wollen wir Gottes Leiten überlassen und in Seinem Namen getrost auf den bisherigen bewährten Bahnen weiter gehen. Krankenpflege und Mädchenerziehung, um diese beiden Angeln wird sich wie bisher die Arbeit bewegen müssen. Deutlich ist uns, daß auf dem letzteren Gebiete die kommende Zeit uns mit neuer Dringlichkeit vor die alten Aufgaben stellen wird. Einiges darüber ist bereits im Vorstehenden gesagt. Darum hier zum Schlusse nur eine kurze Zusammenfassung.

Das Hauptziel, dem wir mit all unserem Erziehen zustreben, ist das, aus den uns anvertrauten Kindern mit Gottes Hülfe christliche Persönlichkeiten heranzubilden, die später in dem Stande, zu dem sie nach ihren Gaben und Anlagen heranwachsen, in den Kreisen ihrer



Volksgenossen durch einen stillen frommen Wandel und treuer Erfüllung ihrer Berufspflichten von dem Evangelium zeugen sollen.

Die Gefahren für das geistliche Leben der aus der Pflege unserer Schwestern entlassenen Mädchen sind nicht gering.

Diesen ehemaligen Zöglingen mit unermüdeter Treue nachzugehen, die Verbindung zwischen ihnen und der Pflanzstätte ihres geistigen und geistlichen Lebens durch persönliche Besuche wie durch Zusammenschluß in kleinen oder großen Vereinen möglichst lebendig zu erhalten, wird auch für die Zukunft eine der wichtigsten Aufgaben unserer Arbeit bleiben.

Eine aus der ganzen bisherigen Entwicklung sich ergebende Ausgestaltung der Arbeit liegt in der ausgedehnteren Heranbildung befähigter Mädchen zum Lehrerinnen-Berufe. Es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, wie auf diese Weise mit verstärktem Nachdruck der Dienst getrieben werden kann, den wir mit unserer Arbeit der Bevölkerung des heiligen Landes leisten wollen, wenn durch die bei uns ausgebildeten und mit uns in Verbindung bleibenden Lehrerinnen auch auf solchen Plätzen, die von der unmittelbaren Arbeit unserer Schwestern nicht erreicht werden können, immer neue Kindercharen im biblisch-evangelischen Geiste unterwiesen und erzogen und dem göttlichen Kinderfreund zugeführt werden. —

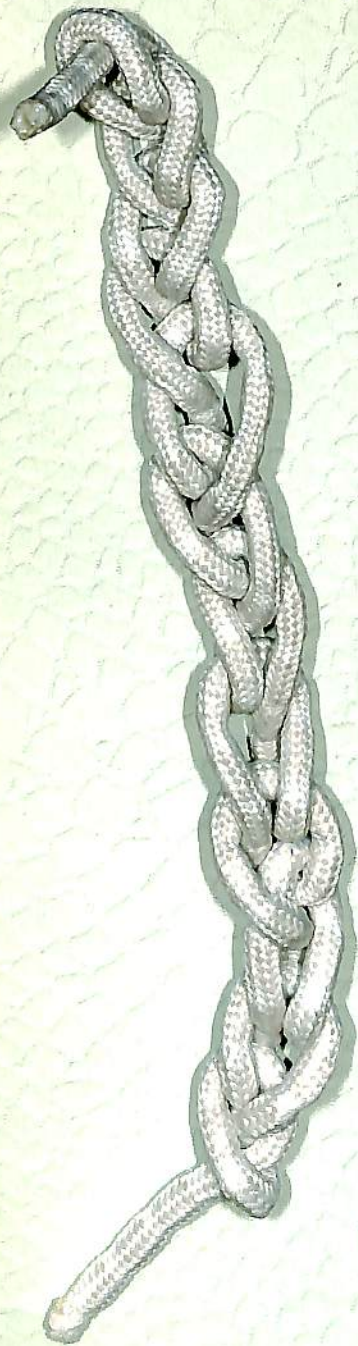
Fünfzig Jahre Diakonissen-Arbeit im heiligen Lande!

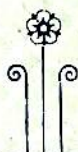
Jubiläen sind für Christen nicht Anlässe zur Selbstzufriedenheit noch zum trägen Ausruhen auf dem bisher Erreichten. Jubiläum ist jubelnder Lobpreis der Gnade und des Segens Gottes im demütigen Sichbeugen, im mutigen Vorwärtsgen. Von den Bergen Jerusalems heben wir unsere Augen auf zu den Bergen, von welchen uns Hilfe gekommen ist und kommen wird.

Der Herr hat Großes an uns gethan, durch Seine Gnade und durch vieler Menschen Güte. Des sind wir fröhlich.

Jerusalem ist gebauet, daß es eine Stadt sei, da man zusammenkommen soll. Zusammenkommen wollen wir in großer Freude und inbrünstigem Danke mit all den vielen Freuden Jerusalems und wollen sagen:

Wünschet Jerusalem Glück! Es müsse wohlgehen denen, die dich lieben. Ps. 122, 6.





Druck von Breitkopf und Härtel, Leipzig.

